Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 3.2008 | Nr. 137

3,80 €

*kultur*land oldenburg

oldenburgische landschaft

Schloss Fischhausen:
Wie aus einer
Ruine ein
Kleinod wurde

Denkmalschutz:
Wie groß der
Nachholbedarf
im Westen ist

Leo Trepp:
Wie der Rabbiner
die schrecklichen
Jahre erlebte

Inhalt

Schwerpunktthema: Denkmalschutz- und pflege
J. M. Henneberg
R. Rheude

Bahnwärterhäuschen auf Reisen
Von Rastede nach Westerstede
Dirk E. Zoller

Der letzte Landesrabbiner, Leo Trepp, im Gespräch
Gabriele Henneberg

Zum guten Schluss
Schilda ist überall
Klaus Modick
Klaus Beilstein

Titelbild:
Schloss Fischhausen bei Hooksiel
Foto: Hendrik Reinert

Kultur in der Region
20 Kooperatives Jugendtheater
22 Ausstellungen der Landschaft:
Xabier Egaña und Arrigo Wittler
Münstermann Holzschnitte
Busreise zu Chagall
23 Performing Arts Festival
„Goldene Krabbe“
Trauer um Wolfgang Büsing
24 So schön ist das Oldenburger Land

Plattdüütsch
26 Sömmerfreitied
Heinz von der Wall †
27 Friesland kummt groot rut
Speelkoppel Neenweg
Plattart-Festival
28 Stadtführung in Oldenburg
30 kurz notiert ...

Redaktionsschluss
für Heft 138, 4. Quartal 2008
ist der 1. November 2008.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Impressum

Kulturland Oldenburg
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

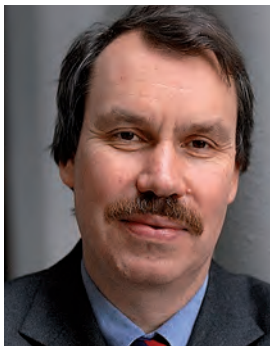
Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 300 191 8006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 144 162 1800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Dr. Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Matthias Struck (MS.),
Dr. Jörgen Welp (JW.),
Torsten Thomas (TT.).
Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind ausschließlich die Verfasser verantwortlich.

Gestaltung: *mensch und umwelt*
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich
©2008 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Es lohnt sich sicher, an allen Orten der Frage nachzugehen, welchen Beitrag das vielgestaltige kulturelle Erbe leisten kann, um eine Stadt oder eine Region an den Wirtschaftsfaktor Tourismus anzukoppeln.“, so der Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kultur Lutz Stratmann bei der Eröffnung des 12. Tages der Niedersächsischen Denkmalpflege in Helmstedt.

Diese Aussage, in Helmstedt auf die Region zwischen Eichsfeld und Wendland bezogen, trifft auch für das Oldenburger Land zu. Wir haben in unserer Region eine Fülle von archäologischen Stätten, Baudenkmalen aus unterschiedlichen Epochen und eine einzigartige in Jahrhunderten gestaltete Kulturlandschaft, die unseren Städten und Gemeinden und somit der gesamten Region ein unverwechselbares Gesicht verleiht. Diese Unverwechselbarkeit ist das Kapital, das für die anhaltende Entwicklung einer stabilen Tourismuswirtschaft eingesetzt werden kann. Ohne das Bewahren und Herausstellen der archäologischen, architektonischen und landschaftlichen Alleinstellungsmerkmale wird sich touristisch in unserer Region aber nicht viel bewegen. Es gilt diese zu entdecken, zu bewahren und den Einheimischen und insbesondere unseren Gästen zu vermitteln. Seit Jahren engagiert sich die Landschaft in der Vermittlung der regionalen touristischen Potentiale, doch hat man in letzter Zeit manchmal den Eindruck, als kämen uns so einige der großen und kleineren kulturellen Leuchttürme in den Fluten einer stürmischen Erneuerungswelle abhanden. Ich hoffe mehr aus Versehen, aus Unkenntnis, denn aus Absicht. Wir müssen uns entscheiden: Wollen wir uns dem alles egalisierenden, erfahrungsgemäß aber kurzlebigen Mainstream anschließen oder wollen wir unsere besondere kulturelle Identität zukunftsorientiert entwickeln? Schon der römische Philosoph Seneca mahnte zu zielgerichtetem und überlegtem Handeln: „Wer den Hafen nicht kennt, in den er segeln will, für den ist kein Wind ein guter!“

Das vorliegende Heft setzt sich daher mit dem Schwerpunktthema Denkmalpflege auseinander, um auf die Probleme unserer Kulturzeugnisse aufmerksam zu machen und um zu einem Nachdenken über ihren langfristigen Wert beizutragen. Es soll auch deutlich gemacht werden, dass Denkmalpflege nicht wie oft von ihren Gegnern behauptet „Käseglocke“ oder „Stillstand“ bedeutet, sondern das Gegenteil, nämlich Innovation, Kreativität und wirtschaftliche Chancen.

Ihr

Michael Brandt

„Kluge Kommunen setzen auf den Denkmal

Professor Dr. Gottfried Kiesow über die Ohnmacht der Denkmalschützer, den großen Nachholbedarf im Westen und das schnelle Verfallsdatum der Architektur

Herr Professor Kiesow, in Umfragen bezeichnen 80 Prozent der Bürger Denkmalschutz und -pflege als wichtig. Ungeachtet dessen rollt nach Angaben von Fachleuten zurzeit wieder einmal eine große Abrisswelle durch viele Bundesländer, auch in Niedersachsen. Wie erklärt es sich, dass Politik und Bauverwaltungen in Sachen Denkmalschutz die Vorstellungen und Wünsche der Bürger häufig – und meistens auch noch ungestraft – ignorieren können?

Kiesow: Vorweg: Denkmalschutz und -pflege haben natürlich auch etwas mit Bildung zu tun, und deshalb böte sich mal eine Pisa-Studie über die Bildungsqualität unserer verantwortlichen Politiker an! Im Ernst: Es gibt sicher auch im Denkmalschutz engagierte Politiker. Aber leider ist das Engagement für den Denkmalschutz in den Bundesländern recht unterschiedlich ausgeprägt. Niedersachsen etwa hat das schlechteste Denkmalschutzgesetz von allen Ländern . . .

. . . woran machen Sie dieses harsche Urteil fest?

In Niedersachsen gibt es zwar ein Landesamt für Denkmalpflege, aber im Gesetz steht lediglich, Städte und Kommunen könnten den Rat dieses Amtes annehmen. Für Kommunen, die bereits vorbildlich Denkmalschutz betreiben, und davon gibt es in Niedersachsen erfreulicherweise auch eine Menge, bräuchte man eigentlich gar kein Gesetz. Kommunen aber, in denen gern und schnell abgerissen wird, holen erst gar nicht den Rat des Amtes für Denkmalpflege ein. Da zeigt sich dann, dass die Denkmalpflege ohnmächtig ist, denn die unteren Denkmalschutzbehörden unterstehen den Oberbürgermeistern oder Landräten und sind weisungsgebunden, sie können nicht reagieren. Ein unabhängiges Landesamt für Denkmalschutz haben nur noch ein paar – parteipolitisch übrigens ganz unterschiedlich regierte – Bundesländer. In Hessen ist es beispielsweise so, dass der Minister nur dann über den Präsidenten des Landesamtes hinweg entscheiden kann, wenn er zuvor den Landesdenkmalrat angehört hat. Und die unteren Denkmalschutzbehörden müssen immer im Einvernehmen mit dem Landesamt entscheiden. Deswegen haben wir hier in Hessen auch keine Abrisswelle.

Professor Dr. Dr.-Ing. E. h. Gottfried Kiesow (77) ist Gründer und Vorsitzender der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und Kuratoriumsmitglied der Deutschen Stiftung Welterbe. Er lebt in Wiesbaden. Er hat nach dem Abitur 1951 in Göttingen Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, Geschichte und Theaterwissenschaften studiert und promovierte über „Das Maßwerk in der Deutschen Baukunst bis 1350“ . 1956 erhielt er für fünf Jahre ein Forschungsstipendium am Kunsthistorischen Institut der Universität Florenz. Danach war er Bezirksdenkmalpfleger in Hannover und Braunschweig. Ab 1966 bestimmte er als Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege maßgeblich Denkmalschutz und -pflege in Hessen. Daneben war er als Honorarprofessor für das Fach Kunstgeschichte an der Goethe-Universität in Frankfurt tätig. Angeregt durch positive Erfahrungen englischer Denkmalschützer gründete er zusammen mit Spitzenmanagern der deutschen Wirtschaft 1985 die Stiftung Denkmalschutz. Kiesow wurden zahlreiche Auszeichnungen verliehen, vom Großen Bundesverdienstkreuz über den Kulturpreis des Landes Hessen bis hin bis zur Europa-Nostra-Medaille 2006. Er ist Ehrenbürger einer ganzen Reihe von Städten in Ost- und Westdeutschland.

In Oldenburg beobachten wir derzeit leider eine solche Abrisswelle, die selbst vor klassizistischen Häusern nicht haltmacht. Schlimm sind auch die Entkernungen, wenn also nur noch die Fassade eines Gebäudes stehen bleibt.

In der Tat ist diese Fassaden-Denkmalpflege ein ärgerlicher Missstand. Damit reduziert man die Architektur auf die eine Ansichtsseite. Ein Denkmal ist aber immer nur als Gesamtkomplex ein Denkmal.

schutz“

Zurück zur Ohnmacht der Denkmalschützer. Eine Folge ihrer Entmachtung ist, dass selbst Denkmalschutzlisten kein wirkliches Hemmnis für Abrisse oder für bis zur Unkenntlichkeit verfälschende Um- und Ausbauten zu sein scheinen. Neue Herausforderungen, wie etwa die zunehmende Deregulierung und der Rückzug des Staates aus dem Planen und Bauen, verstärken diese Tendenzen. Wie machtlos ist der Denkmalschutz heute?

Er hat im Vergleich zur Situation vor zehn, 15 Jahren stark an Einfluss verloren. Es gab einmal vorbildliche Gesetze, in denen das Einvernehmen zwischen unteren Denkmalschutzbehörden und den Landesämtern festgeschrieben worden war. Die meisten Bundesländer haben sie abgeschafft, Niedersachsen ebenso wie fast alle neuen Bundesländer. Die Fachbehörde, das Landesamt, ist dadurch nicht mehr mächtig genug, um eingreifen zu können. Als man den Denkmalschutz gesetzlich an die Kommunen delegierte, hat man einfach ausgeblendet, dass schon die erste großen Zerstörungswelle vor 1975 ganz überwiegend von genau diesen Kommunen ausgegangen und zu verantworten war.

Das im Frühjahr abgerissene Bürgerhaus in der Langen Straße in Oldenburg wurde 1677, ein Jahr nach dem verheerenden Stadtbrand, errichtet. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde es umgebaut. Das Foto zeigt eine Zwischenstation des Abrisses. Im ersten Stockwerk ist die klassizistische Ofennische aus der Zeit um 1806 zu sehen. *Bild: Oldenburgische Landschaft*

Abrisse, so wird in Streitfällen von Politikern und Behörden gern argumentiert, habe es zu allen Zeiten gegeben. Engagierte Bürgerinitiativen und Denkmalschützer halten dagegen, dass der Schutz historischer Bauten und die Pflege des gewohnten Stadt- und Landschaftsbildes nicht nur die regionale Identität stärkt, sondern sogar vor Abwanderung aus der Region schützt. Worauf gründet diese Erkenntnis?

Das ist eindeutig so. In Zeiten sinkender Einwohnerzahlen wird es einen unbarmherzigen Standort-Wettbewerb unter den Kommunen geben. Diesen Wettbewerb gewinnen jene Standorte, in denen die Menschen sich mit ihrer gebauten Umwelt identifizieren. Wenn nun argumentiert wird, dass zu allen Zeiten abgerissen worden sei, dann halte ich die Frage dagegen: Wozu brauchen wir dann Umweltschutz, wo sich doch der Mensch zu allen Zeiten gegen die Umwelt versündigt hat? Man sieht: Diese Abriss-Argumentation zieht nicht. Unsere Welt braucht den besonderen Schutz der begrenzten historischen Ressourcen ebenso wie den Schutz der natürlichen. Kluge Kommunen setzen deshalb nachdrücklich auf den Denkmalschutz. Ich darf Görlitz als Beispiel anführen: Die Einwohnerzahl der Stadt war nicht zuletzt wegen ihrer ungünstigen Lage empfindlich gesunken. Seit die Stadt von Jahr zu Jahr schöner wird, weil sie ihre historische Bausubstanz hegt und pflegt, steigt die Einwohnerzahl wieder. Es ziehen Leute ganz bewusst des schönen Stadtbildes wegen nach Görlitz.

Immer wieder heißt es, der Denkmalschutz stelle ein Investitionshemmnis dar. Ihre Stiftung, aber auch das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz sagen dagegen, dass noch keine Investition am Denkmalschutz gescheitert sei. Im Gegenteil, die Subventionierung von Altbausanierung und -erhaltung komme vor allem dem lokalen Mittelstand zugute. Wie rechnet sich aus Ihrer Sicht der Denkmalschutz?

Es ist im Grunde genommen ein Skandal, dass die Kultur, die eigentlich als selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft gelten sollte, sich ständig rechtfertigen muss. Vom Sport verlangt das auch niemand. Die Kultur dagegen muss stets kämpfen und nachweisen, dass sie wirtschaftlich ist. Kultur kann aber nur in Grenzen wirtschaftlich sein. Was den Denkmalschutz anbetrifft, so ist es korrekt, dass er, gefördert durch die Steuergesetzgebung, sehr viele Investitionen gerade für das Handwerk initiiert. Die Zahlen des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks belegen, dass der Denkmalschutz ein beachtlicher Wirtschaftsfaktor ist. Dazu kommt die Wirkung für den Tourismus, vor allem für den Bildungstourismus.

Der Denkmalschutz macht sich in jüngster Zeit oft auch für die Erhaltung von Bauten aus den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts stark, die mitunter von den Menschen als wenig denkmalwürdig empfunden werden. Wie kann in solchen Fällen das unterschiedliche Bewusstsein von Bürgern und Denkmalschützern für Baukultur und Tradition einander angeglichen werden?

Es war schon immer so, dass die Denkmäler der jüngsten Vergangenheit am meisten gefährdet sind, weil das Verständnis dafür immer erst einsetzt, wenn es fast zu spät ist. Der Historismus etwa wurde noch vor 30 Jahren verächtlich als eklektisch und unkritisch bezeichnet. Inzwischen begeistert er die Menschen. Natürlich sind die Nachkriegbauten noch

DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz ist eine gemeinnützige private Stiftung und hat zwei Aufgaben: bedrohte Kulturdenkmale zu bewahren und für den Gedanken des Denkmalschutzes zu werben, um möglichst viele Bürger zur Mithilfe zu gewinnen. Sie ist die größte Bürgerinitiative für Denkmalpflege in Deutschland und steht unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten. Die Stiftung tritt dort ein, wo staatliche Mittel nicht oder nicht ausreichend zur Verfü-

Die alte Rats-Apotheke in Görlitz/Sachsen vor und nach der Restaurierung. Das Foto links entstand im Januar 2000, das Foto rechts im gleichen Jahr im August. Görlitz gehört zu den am besten restaurierten Städten in Deutschland und bietet aufgrund seines schönen, historischen Stadtbildes hohe Lebensqualität.
Bilder: Preiss, Deutsche Stiftung Denkmalschutz

gung stehen. Die Mittel der Stiftung kommen Bürgerhäusern ebenso zugute wie Dorf-, Stadt- und Klosterkirchen, technischen Denkmalen ebenso wie Schlössern, Burgen und Herrenhäusern, Parkanlagen ebenso wie Stadtmauern und archäologischen Grabungen; vorausgesetzt, die Projekte sind nach den gesetzlichen Kriterien anerkannte Denkmale. Die finanziellen Förderungen der Stiftung ergänzen die staatliche Förderung, sie ersetzen sie nicht. Der Stiftung ist es bisher gelungen, über 3400 Baudenkmale zu retten und zu bewahren. Mehr als 180 000 Förderer, Privatpersonen als auch Unternehmen, vertrauen ihr Spenden an. Insgesamt konnten seit der Gründung der Stiftung 1985 rund 400 Millionen Euro für Förderprojekte bereitgestellt werden. (Spendenkonto: Kto-Nr. 305 555 500, Commerzbank Bonn, BLZ 380 400 07)

zu jung, um erkannt und anerkannt zu werden. In der Regel erkennt erst die übernächste Generation die Qualität von Bauten. Man braucht also immer den Abstand eines halben Jahrhunderts. Die Denkmalschützer müssen aber jetzt bereits auswählen, was aus der Nachkriegszeit denkmalwürdig ist. Das sind in der Regel die öffentlichen Bauten von Kommunen, von Banken, Versicherungen, Industrieanlagen oder ganze Siedlungen. Sie sind zugleich am ehesten gefährdet. Denn es ist nun einmal leider so, dass heutzutage die Architektur, was die Zeitspanne anbetrifft, ein sehr schnelles Verfallsdatum hat. Der Abstand von nur 50 Jahren reicht oft aus, um Gebäude aus wirtschaftlichen Gründen abzureißen.

In Wilhelmshaven gibt es die kuriose Situation, dass die Kaiser-Wilhelm-Brücke zu ihrem 100-jährigen Bestehen mit einer Briefmarke gewürdigt wurde, die fast ebenso alte Südzentrale, eine Kraftwerksanlage aus der Gründerzeit der Moderne, dagegen offenbar dem Verfall preisgegeben ist. Sie kennen das Gebäude, Sie haben es besichtigt.
Ja und ich schätze die Bedeutung der Südzentrale als histo-

Bis Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts war die Südzentrale, ein Schlüsselwerk der modernen Architektur aus der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg, gut erhalten. Seither ist sie dem Verfall preisgegeben.

risches und technisches Baudenkmal sehr hoch ein. Wir würden uns als Stiftung auch an einer Rettung beteiligen, aber die Eigentumsverhältnisse sind schwierig und noch etwas unübersichtlich. Das Gebäude ist zwar in einem katastrophalen Zustand, aber man könnte es jetzt gerade noch retten. Es ist Fünf vor Zwölf. Die Stadt Wilhelmshaven sollte bedenken, dass sie ihre Identität aufgibt, wenn es Baudenkmäler von der Qualität der Südzentrale verkommen lässt.

Ihre Stiftung, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, hat sich nach der Wende 1989 vornehmlich und nachhaltig im Osten Deutschlands engagiert, wo viele erhaltenswerte Gebäude vom Verfall bedroht waren und es noch sind. Ist die Situation des Denkmalschutzes im Westen wirklich so viel besser oder sind die Herausforderungen nur anderer Art?

Die Situation hat sich im Westen mittlerweile sehr verschlechtert. Während im Osten ja große Erfolge zu verzeichnen sind, auch durch die systematische Förderung durch Bund und Länder, sehen wir im Westen bestenfalls Stillstand, wenn nicht gar Rückschritt. Wir haben deswegen seit zwei, drei Jahren unsere Förderpolitik geändert. Wir förderten früher zu 80 Prozent im Osten und zu 20 Prozent im Westen, heute ist das Verhältnis 40 zu 60. Der Grund: Nach der Wiedervereinigung waren die öffentlichen Mittel für Denkmalschutz im Westen stark reduziert worden – auch wegen des Finanztransfers in die neuen Bundesländer –, sodass ein enormer Nachholbe-

Bild: Gabriele Henneberg

darf vor allem in der Denkmalpflege entstanden ist. Der Westen macht mir inzwischen sogar mehr Sorgen als der Osten.

In Teilen des Oldenburger Landes und Ostfrieslands hat vor vier Jahren ein sogenannter Monumentendienst nach niederländischem Vorbild die Arbeit aufgenommen. Er berät und unterstützt Besitzer von denkmalgeschützten Gebäuden. Wie wichtig ist solches bürgerschaftliches Engagement für die Zukunft des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege?

Dieser Monumentendienst ist eine großartige Einrichtung. Wir müssen in diesem Zusammenhang den Begriff der Denkmalpflege wieder aufnehmen. Bisher waren wir eher auf ein Auf und Ab fixiert: Will sagen, es gab lange Phasen des Verfalls durch die Weltkriege und das Nachkriegselend, danach kam eine Phase, in der man aufholen konnte, etwa von den 70er Jahren bis zur Wiedervereinigung, als Kommunen, Länder und Bund noch viel Geld für die Städtebauförderung bereitstellten. Seit 1989 haben wir nun die Bauunterhaltung weitgehend unterlassen mit der Folge, dass die systematische Instandsetzung sehr teuer geworden ist. Zudem ist auch die allerbeste Restaurierung immer mit dem Verlust von Originalsubstanz verbunden. Deshalb ist die laufende Denkmalpflege eine herausragende Zukunftsaufgabe. So wie manche alte Menschen systematische Pflege benötigen, so brauchen auch alte Gebäude eine systematische Pflege ...

... gibt es in Deutschland eine zweite ähnliche Einrichtung wie den Monumentendienst?

Meines Wissens gibt es eine funktionierende Einrichtung dieser Art bisher nur in Ostfriesland und im Oldenburger Land. Wobei man da auch mal was Positives über die Landesregierung sagen kann, die den Monumentendienst gemeinsam mit der Europäischen Union nachhaltig fördert. Würde man höhere Gebühren fordern müssen, würde sich vermutlich kaum ein Hauseigentümer melden. Deshalb ist es wichtig und richtig, den Monumentendienst privat und gemeinnützig zu organisieren. Der Staat darf das nicht machen, ein solcher Dienst muss vielmehr fern der staatlichen Denkmalpflege angesiedelt sein. Was so ein kerniger Oldenburger Bauer ist, der ließe doch keinen staatlichen Denkmalschützer auf seinen Hof!

Was halten Sie eigentlich davon, dass Einkaufscenter in Innenstädten, wie eines demnächst in Oldenburg gebaut werden soll, sich gerne mit historischen Fassaden schmücken?

Mit Denkmalschutz hat das nichts zu tun. Denkmalschutz richtet sich an die Lebenden, nicht an die Toten. Kein Chirurg buddelt eine Leiche aus, um daran zu operieren. Aber wenn die Bevölkerung solche Kopien will, dann akzeptieren wir es natürlich. Wer sind wir denn? Wir sind doch nicht die Besserwisser der Nation.

Das Gespräch führten Jörg Michael Henneberg und Rainer Rheude

Professor Dr. Dr. Gottfried Kiesow hält am Montag, 10. November 2008, in der Lambertikirche in Oldenburg einen Vortrag über „Historismus – das verkannte Jahrhundert“. Beginn ist um 19.30 Uhr. Es wird kein Eintritt erhoben. Das Ortskuratorium Oldenburg der Deutschen Stiftung Denkmalschutz bittet um eine Spende für den Umbau der Lambertikirche. *Bild: Dörte Lossin*

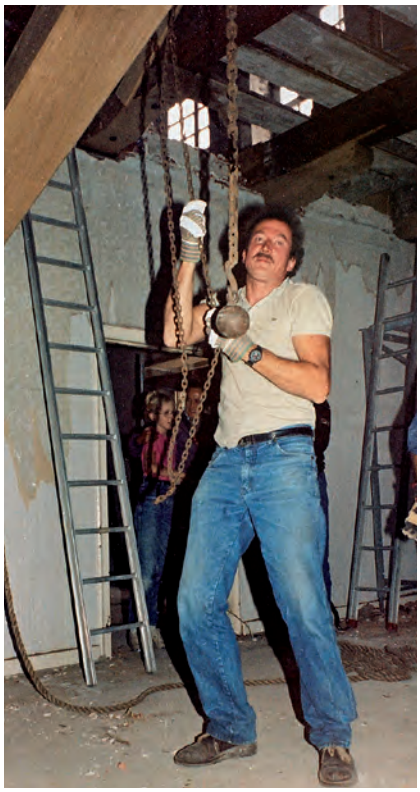
Eine Burg, die ein Schloss ist – oder umgekehrt

Wie Volker Schiersch fast drei Jahrzehnte lang das denkmalgeschützte Schloss Fischhausen bei Hooksiel restaurierte und sanierte

Von Rainer Rheude

Wenn Volker Schiersch in dem Fotoalbum blättert, in dem dokumentiert ist, wie sein Schloss im Laufe von knapp drei Jahrzehnten Quadratmeter für Quadratmeter restauriert und saniert wurde, dann schwanken seine Kommentare dazu zwischen Verwunderung und Stolz. „Mann, was haben wir geschuftet!“, entfährt es ihm beim Anblick der Fotos, auf denen er Anfang der 1980er Jahre hemdsärmelig an einem Gebäude arbeitet, dessen damaliger Zustand in grellem Kontrast steht zu dem Kleinod, das heute nördlich von Hooksiel am Ende einer langen, sanft ansteigenden Allee-Einfahrt aufscheint. Und natürlich schwingt Stolz darin mit. Stolz darauf, dieses Schloss, den einzigen ehemals adeligen Häuptlingssitz des Wangerlandes, der die Zeiten überdauert hat, mit hohem Arbeits- und finanziellen Aufwand vor dem Verfall gerettet zu haben.

Volker Schiersch und seine Frau Inge sprechen lieber von ihrer „Burg“. Als Schloss empfand er den auf einer Wurt gegründeten Bau schon beim ersten Besuch nicht. „Zu hochtrabend“ erschien ihm die Bezeichnung angesichts des desolaten



Schlossbesitzer Volker Schiersch (links), seine Familie, Freunde und Bekannte hatten vor fast 30 Jahren alle Hände voll zu tun, um sich langsam durch diesen Schutthaufen zu arbeiten und Steine auszusortieren, die man zur Restaurierung noch brauchen konnte (Mitte). Der Schlossherr selbst nutzte damals auch jede freie Stunde, um kräftig anzupacken (rechts). *Bilder: Hendrik Reinert (1), privat (2)*

Zustandes des Gebäudes, das gleichwohl bereits seit Jahrzehnten unter Denkmalschutz stand. „Unter einem Schloss stellte ich mir etwas Feineres vor“, sagt der 68-Jährige. Außerdem beschreibe der Begriff Burg sehr viel anschaulicher das „friesisch-herbe Aussehen“ des Anwesens, das nur über die von ihm wiederhergestellte hölzerne Zugbrücke zu erreichen ist. Also hat er das unauffällige Hinweisschild an der Landesstraße 810 mit „Burg Fischhausen“ beschriften lassen, obwohl noch in fast allen einschlägigen historischen Veröffentlichungen vom Schloss die Rede ist.

„Nach dem benötigten Zufall Ausschau halten“: Das ist ein Satz, den der erfolgreiche Geschäftsmann und Hotelier im Verlauf des Gespräches immer wieder mal einschiebt. Er passt auch auf die Umstände, wie Schiersch an seine Burg geraten ist. Denn es war purer Zufall, als er 1981 als Mitglied des „Kulturhaven“, einer Runde, die sich der Förderung von Kunst und Kultur in Wilhelmshaven annahm, neben dem Vorbesitzer zu sitzen kam und sich dessen Lamento anhörte, er suche seit anderthalb Jahren vergebens nach einem Käufer für das Schloss. Er bat Schiersch um Hilfe. Schiersch, der damals am Zwischenahner Meer wohnte, folgte der Einladung zur Besichtigung mehr aus Neugier denn aus echtem Kaufinteresse und mit Zurückhaltung und Skepsis. „Der bauliche Zustand war eine einzige Katastrophe, einfach erbarmungswürdig“, erzählt er.

Er kaufte es dennoch.

„Es hat mich irgendwie gepackt. Als ich in der Eingangshalle stand, wusste ich sofort: Das darf kein anderer haben“, sagt er im Rückblick. In seiner Fantasie malte er sich damals spontan aus, „wie es einmal aussehen könnte“. Und damit war auch die Entscheidung gefallen, das Anwesen mit seinen zehn Räumen, 800 Quadratmetern Wohnfläche und dem heute 5,6 Hektar großen Grundstück samt Burggraben zu erwerben. Er ahnte freilich nicht, was er sich damit an Arbeit aufhalsen würde. „Genaugenommen“, so sagt er, „wird man mit einem solchen Haus und diesem großen Grundstück nie fertig. Es ist eine unendliche Geschichte: Kaum glaubt man, der letzte Pinselstrich sei getan, muss man an einer anderen Stelle wieder von vorne anfangen.“

Der Herrensitz Fischhausen, im Kern ein Werk aus dem 16. Jahrhundert und ursprünglich ein Wasserschloss, entwickelte sich aus einem festen Steinhaus zum heutigen Schlösschen im Stil der holländischen Renaissance. Vermutlich um 1400 hatte Matthias von Fischhausen, ein Nachkomme der Häuptlinge von Oldeborg, ein erstes Steinhaus gebaut. Mit dem bald zur Burg ausgebauten Rittersitz Fischhausen belehnte das Fräulein Maria von Jever im Jahr 1570 Boing von Waddewarden. Er gehörte als Häuptling von Waddewarden und Fischhausen zu den wohlhabenden Adeligen des Landes und ließ 1578 den achteckigen Treppenturm mit Zwiebelhaube und Portal errichten. Die Umgestaltung zum zweistöckigen Schlösschen nahm Lüdeke von Weltzin, Drost von Kniphausen, um das Jahr 1690 vor.

Was allerdings Volker Schiersch 1981/1982 vorfand, als der Kauf perfekt war, hatte nur noch wenig gemein mit den überlieferten Beschreibungen. Das war zu einem großen Teil auch den Zeitläufen geschuldet, hatten doch seit 1773 in zuweilen recht kurzen Abständen ständig die Schlossbesitzer gewechselt. Lange Zeit war das Schloss nur noch das Wohnhaus eines großen landwirtschaftlichen Betriebes. Im Rittersaal pickten die Hühner die Körner auf, das Obergeschoss wurde als Getreideboden genutzt und eine neue, ausladende Gulfscheune stellte das alte Schloss in den Schatten. Offenbar schätzten schon Anfang des vorigen Jahrhunderts Fachleute das Gebäude als gefährdet ein. Das Landesmuseum in Oldenburg jedenfalls sicherte sich den wunderschönen Alkoven aus Fischhausen und rückte ihn auch nicht heraus, als Schiersch sich bemühte, das gute Stück wieder an seinen angestammten Platz zurückzuholen.

Was an finanziellem und an Arbeitsaufwand auf ihn und seine Familie, auf die mit zupackenden Bekannten und Freunde und auf versierte Handwerker und Künstler zukommen sollte, wurde Schiersch erst bei der detaillierten Bestandsaufnahme richtig klar: Der Backsteinbau, den er ohne jegliches Mobiliar übernahm, befand sich vom Keller bis zum Obergeschoss praktisch in einem Zustand der fortgeschrittenen Auflösung, er war nur noch eine Ruine: verrottetes Gebälk, zugemauerte Fenster, ein sich gefährlich neigender Zwiebelturm, abgeschlagenes Sandsteingesimse, nur notdürftig abgestützte Decken und rissige Wände, übertünchte Wandmalereien und bröckelnder Putz, von Salpeter angefressene Vertäfelungen, beschädigte Fayencefliesen, betonierte Treppen und Fußböden und ein rustikales Kellergewölbe, das mit einer Ölheizung und Öltanks vollgestellt war.

Der neue Eigentümer, der seinerzeit viel auf Geschäftsreisen sein musste, machte sich keinerlei Illusionen. Es würden Jahre, ja wahrscheinlich sogar Jahrzehnte ins Land gehen, ehe Schloss und Park in den angestrebten, möglichst originalgetreuen Zustand zurückversetzt sein würden. Auch weil Schiersch nach der Maxime handelte, immer nur dann weiterzuarbeiten oder neue Aufträge zu vergeben, wenn es seine Finanzen erlaubten. Gewissermaßen als Anschubfinanzierung trennte er sich von seinem teuren Sportwagen, stieg auf einen 16 Jahre alten Kombiwagen um und steckte das Geld in den ersten kleinen Sanierungsabschnitt. Von Anfang an zog er kompetente Fachleute hinzu und wurde begleitet von einer unaufdringlichen Denkmalschutzbehörde. Zwar überhört er die Frage zur Größenordung der Investition und legt Wert auf die Feststellung, lediglich 65.000 DM an Fördermitteln in Anspruch genommen zu haben; doch die beiläufige Bemerkung, der Kaufpreis des Schlosses sei „nicht bedeutsam“ im Vergleich zu den Sanierungskosten, lässt vermuten, dass es um erkleckliche Summen gegangen sein muss.

Ein von seinem Vorgänger im Rohbau übernommenes kleines Nebengebäude, das aus den Steinen der abgerissenen Gulfscheune errichtet worden war, und das heute der Sitz der Firmen des Hausherrn und seiner Frau ist, wurde „das Basislager, von dem aus wir das Hauptgebäude eroberten“, erzählt Schiersch. In dem Schloss zu wohnen, daran war in den ersten Jahren überhaupt nicht zu denken. 17 Jahre dauerte es, bis das Obergeschoss, in dem heute exquisite Gästesuiten, elegante Wohnräume und Bäder und das Schlafzimmer untergebracht sind, mit der Sanierung dran war und weitere zwei Jahre, bis es schließlich bewohnt werden konnte. „Es trieb uns ja niemand, wir hatten Zeit“, sagt Volker Schiersch, der in aller Regel nur im Urlaub und an Wochenenden anpacken konnte. Viele Tage verbrachte er auch damit, seltenes Material zu besorgen, das zur Instandsetzung des Schlosses unverzichtbar war. Es schadete nicht, dass er als Sohn eines Tischlermeisters handwerklich nicht unbeleckt war, auch was die Kenntnis von Baustoffen anbetraf. Kein Abriss eines alten Hauses entging ihm damals im Norden des Weser-Ems-Gebietes, ja bis hin nach Hamburg. Er wob ein regelrechtes Netzwerk von Informanten, das ihm dabei half, die zur detailgetreuen Restaurierung notwendigen alten Gläser, Hölzer, Steine oder Fliesen aufzutreiben, und später dann von Antiquitätenhändlern, die ihm nach und nach bei der Möblierung beistanden.

Inzwischen haben er und seine Frau sich im gediegenen Ambiente und der Ehrfrucht gebietenden Atmosphäre ihrer „festen Burg“ längst eingelebt. „In einem solchen Haus gehen die Uhren tatsächlich ein bisschen anders“, sagt Inge

Das Herzstück des Schlosses Fischhausen ist der sogenannte Rittersaal mit dem von korinthischen Säulen eingefassten Kamin, auf dessen Schürze eine Wandmalerei zu sehen ist, die das Schloss im Jahr 1774 darstellt. Das Ehepaar Schiersch stellt den Saal als Trauzimmer zur Verfügung. *Bilder: Hendrik Reinert*

Schiersch. Es bleibe gar nicht aus, hin und wieder Gedanken darüber nachzuhängen, wie viele Lebensschicksale sich seit sechs Jahrhunderten an diesem Ort erfüllt haben mögen. Schicksal spielt die Burg insofern auch heute noch ein bisschen, als sie für angehende Ehepaare Schauplatz der Trauzeremonie ist. Als „Konzession an die Region“ stellt „Burgfrau“ Inge Schiersch den sogenannten Rittersaal als Trauzimmer zur Verfügung. Um die Jahreswende kann die 100. Trauung gefeiert werden. Dieser Saal ist mit seinem von korinthischen Säulen eingefassten und mit Fayencefliesen verkleideten Kamin, auf dessen Schürze ein Bild von Fischhausen aus dem Jahr 1774 zu sehen ist, und den wiederhergestellten Wandmalereien, ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert, das repräsentative Herzstück des Schlosses. 150.000 DM kostete allein seine Restaurierung. Es ist schon vorgekommen, dass das Ehepaar Schiersch auf Ersuchen der Landesregierung prominente Gäste empfing und beherbergte, deren Einquartierung im herrschaftlichen Ambiente von Fischhausen durchaus als Ausdruck der besonderen Wertschätzung der Gäste gelten durfte.

Beinahe drei Jahrzehnte hat Schiersch sich intensiv der Erhaltung dieses für die Region so bedeutenden Baudenkmals gewidmet, er spricht gern von „meinem Kulturbeitrag“. Dennoch ist ihm die Vorstellung nicht fremd, sich eines Tages von der Burg zu trennen und sie an einen neuen Eigentümer weiterzugeben. Wenn es so weit ist, wollen er und seine Frau vom Land in die Stadt ziehen. In Jever hat er in der Innenstadt bereits ein Haus gekauft. Es steht, wie nicht anders zu erwarten, natürlich auch unter Denkmalschutz.

Vorbeugen ist besser als Heilen

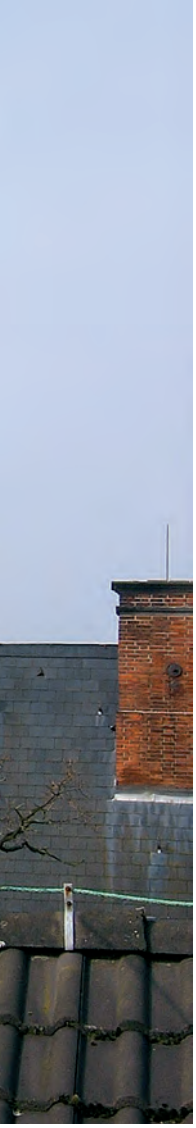
In Deutschland noch allein auf weiter Flur: Der Monumentendienst arbeitet erfolgreich in Ostfriesland und im Oldenburger Land

Von Rainer Rheude

Auch aufs Dach steigen die Inspektoren des Monumentendienstes, wenn Sie ein Gebäude unter die Lupe nehmen. Vom Keller bis zur Dachspitze bleibt kein Winkel ungeprüft. Kleinere Reparaturen erledigen die Inspektoren gleich selber.
Bilder: Monumentendienst

Hamburg hat schon nachgefragt, Schleswig-Holstein ist ebenfalls interessiert und auch in Süddeutschland weiß man, was im Nordwesten läuft – aber noch ist der Monumentendienst in Ostfriesland und im Oldenburger Land der einzige seiner Art in Deutschland. Seit nunmehr vier Jahren betreibt er erfolgreich vorbeugende Denkmalpflege. Gut 500 historische Gebäude, vom einfachen Wohnhaus über den Bauernhof bis zum Schloss, drei Viertel davon im Privateigentum, wurden bisher unter die Lupe genommen. Zehn Monumentendienst-Mitarbeiter stehen inzwischen den Hausbesitzern mit einem regelmäßigen Wartungs- und Pflegedienst zur Seite, vor allem immer bemüht, rechtzeitig der Ausbreitung von teuren Schäden an den Gebäuden vorzubeugen und damit zur langlebigen Erhaltung von kulturhistorisch oftmals unersetzlichen Bauwerken beizutragen.

Es war allerdings, sagt Projektleiterin Dr. Julia Schulte to Bühne, ein nicht ganz einfacher Anfang, als im Jahr 2004 der Monumentendienst in der Trägerschaft der gemeinnützigen Stiftung Kulturschatz Bauernhof seine Arbeit aufnahm. Vorbild und von Anfang an auch Kooperationspartner war die 1973 gegründete niederländische Stichting Federatie Monumentenwacht, die heute mit 120 Mitarbeitern rund 20.000 Baudenkmale im Nachbarland betreut. Es dauerte mehr als zwei Jahre, bis sich in der Pilotregion Ostfriesland allmählich herumgesprochen hatte, was es mit dieser neuen Dienstleis-



tung auf sich hat. Inzwischen liegt eine Umfrage vor, die dem Dienst höchste Seriosität bescheinigt und eine fast 100 Prozent Kundenzufriedenheit mit den Inspektionen erreicht. In Ostfriesland betreut der Monumentendienst fast alle Burgen und Schlösser und im Landkreis Aurich schon 20 Prozent der historischen Gebäude. Zumindest in diesem Kreis ist das auf lange Sicht angepeilte Ziel, einmal ein Viertel aller Baudenkmale in Weser-Ems betreuen zu können, nicht mehr allzu fern.

Der präventiven Denkmalpflege kommt nach Einschätzung von Fachleuten in Zukunft eine zentrale Bedeutung im Denkmalschutz zu. Nur wenn an Denkmalen frühzeitig Schäden erkannt und behoben werden, kann die reichhaltige Kulturlandschaft in Deutschland auch für die nachfolgenden Generationen erhalten werden. Schulte to Bühne belegt mit Zahlen, wie groß das Feld ist, das es zu beackern gilt: Schätzungsweise 80.000 Altbauten stehen in Niedersachsen unter Denkmalschutz, knapp 20.000 in der Region Weser-Ems. Nicht wenige davon sind einem langsamen und unbemerkten Verfall preisgegeben, weil die Eigentümer das Ausmaß der Schäden und die Dringlichkeit von Reparaturen vielfach nicht erkennen können oder keine Zeit und nicht das Know-how haben, dagegen anzugehen.

Hier setzt der Monumentendienst an. Gegen einen Pro-Kopf-Stundensatz von 25 Euro nehmen die speziell aus- und immer wieder fortgebildeten Mitarbeiter des Dienstes eine Komplett-Inspektion vor, die in der Regel einen vollen Tag dauert und vom Keller bis zur Dachspitze keinen Winkel ungeprüft lässt. Kleinere Reparaturen, etwa Dachrinnen reinigen, Dachpfannen zurechtrücken oder Fugen ausbessern, erledigen die Inspektoren vor Ort gleich selbst. Die Hauseigentümer erhalten einen detaillierten Bericht, in dem die Mängel und Schäden am Gebäude nach ihrer Dringlichkeit aufgelistet sind. Diese penible Schadensdiagnose, verbunden mit einer neutralen Bewertung des bautechnischen Zustandes des Hauses, versetzt dessen Besitzer in die Lage, den Umfang von eventuell notwendigen Reparaturaufträgen an Handwerker präzise zu bestimmen und gegebenenfalls zeitlich zu strecken. 7500 Euro beträgt das durchschnittliche Auftragvolumen für Handwerksbetriebe nach einer Inspektion, ergab die Umfrage. „Weil Kontinuität das A und O der präventiven Denkmalpflege ist“, bietet der Monumentendienst seinen Inspektions-, Pflege und Wartungsservice im Abonnement an.

Auch wenn die Denkmalbehörden des Landes und der Landkreise und Städte das Projekt unterstützen, ja sogar mitgeholfen haben, es damals auf den Weg zu bringen – Schulte to Bühne pocht nachdrücklich auf die Neutralität des Dienstes als unerlässliche Voraussetzung für dessen erfolgreiche Arbeit. Nur einem von staatlichen und wirtschaftlichen Einflüssen unabhängigen Dienstleister werde von den Besitzern denkmalgeschützter Gebäude jenes Maß an Vertrauen entgegengebracht, das für die Arbeit in den Häusern unabdingbar ist, sagt sie. Gleichwohl wird der Monumentendienst noch auf lange Zeit nicht ohne staatliche Förderung auskommen. Gegenwärtig und vorerst bis ins Jahr 2012 gesichert fördern die Europäische Union und das Land Niedersachsen annähernd zwei Drittel der Kosten, der Rest wird von den beteiligten Kommunen und durch die Einnahmen gedeckt; darüber hinaus gehören zahlreiche weitere Partner (Handwerkskammern, FH Oldenburg, Deutsche Stiftung Denkmalschutz) in Ostfriesland und im Oldenburger Land zu den Förderern und Partnern, so auch die Oldenburgische und die Ostfriesische Landschaft, beide „wichtige Türöffner“, wie Schulte to Bühne sagt.

Projektleiterin Dr. Julia Schulte to Bühne *Bild: privat*

Die Büros des Monumentendienstes im Verwaltungsgebäude des Museumsdorfes Cloppenburg (Bether Straße 6, Telefon 04471/948417) und in Leer (Bergmannstraße 33, Telefon 0491/999 3200) sind in der Regel werktags von 9 bis 12 Uhr besetzt. Per E-Mail ist der Dienst unter kontakt@monumentendienst.de zu erreichen.

1

Großer Bahnhof für ein Bahnwärterhäuschen

Wie das Rasteder Stellwerk II der Großherzoglichen Oldenburgischen Eisenbahn auf Reisen ging

von Dirk E. Zoller

2

Das Häuschen sieht auf den ersten Blick etwas unscheinbar aus und doch hat es eine ganz besondere Bewandtnis mit ihm: Es ist das wohl letzte noch existierende hölzerne Bahnbetriebsgebäude aus der Zeit der Großherzoglichen Oldenburgischen Eisenbahn. Das Bahnschrankenwärter- und Stellwerkhaus, dessen Rückseite ***Bild 1*** zeigt, wurde vermutlich 1898 gebaut und stand ursprünglich am Bahnübergang an der jetzigen Raiffeisenstraße in Rastede. Im Lageplan des Rasteder Bahnhofes von 1902 wird es als Stellwerk II bezeichnet. Auffällig ist seine für ein Nebengebäude vergleichsweise aufwändige Gestaltung im Gründerzeitstil.

Zwischen 1950 und 1960 landete das Häuschen, das um 1920 außer Dienst gestellt worden war, nach zwei vorausgegangenen Versetzungen und der zwischenzeitlichen Nutzung als Garage, auf dem Gelände der Sägerei Brötje in Rastede. Zu den diversen Umbauten im Laufe der Zeit gehörte u. a., dass das zweiflügelige Garagentor wieder verschlossen und dafür an der Schmalseite eine Tür und zwei Fenster eingebaut wurden ***(Bild 2)***; ansonsten blieb das Häuschen weitgehend im Originalzustand erhalten .

Für das Gebäude, das nicht unter Denkmalschutz steht, wurde mit Hilfe der Arbeitsgemeinschaft Baudenkmalpflege der Oldenburgischen Landschaft und der Stadt Westerstede ein ebenso passender wie origineller

Bilder: D. E. Zoller (2), W. Müller (NWZ, 2), K. Schumann (NWZ)

neuer Standort gefunden: Es steht seit März auf dem Draisinen-Bahnhof bei der Baumschule Böhlje an der alten Bahnstrecke zwischen Westerstede und Ocholt; Draisinentouren sind inzwischen eine touristische Attraktion im Ammerland. Die Verlagerung von Rastede nach Westerstede dokumentieren die ***Bilder 3 und 4***: Das durch einen Tragerost aus Stahlprofilen gesicherte Häuschen wurde mit einem Autokran über das Sägewerk gehoben und nachts auf einen Tieflader gesetzt, der es nach Westerstede transportierte. In Westerstede wurde der ungewöhnliche Transport, wie ***Bild 5*** belegt, mit einem großen Bahnhof empfangen.

„Sie sind der Letzte, der das Schiff verlässt“

Ein Gespräch mit Leo Trepp, letzter Landesrabbiner des Freistaats Oldenburg, über die bitteren Jahre zwischen 1933 und 1938, seine Hoffnungen und seine neue Heimat Amerika

Sehr geehrter Herr Rabbiner Trepp, Sie waren, als Sie die Leitung der jüdischen Gemeinde in Oldenburg 1936 übernahmen, also schon unter den Nationalsozialisten, erst 23 Jahre alt. Wie kam es, dass Ihnen schon so früh eine so große Verantwortung übertragen wurde?

Rabbiner Leo Trepp: Das kam daher, dass ich in Jüdischen Studien schon von Kindesbeinen an zu Hause sehr stark gefördert worden bin, dann noch ein Jahr in der Talmudschule in Frankfurt/Main war und schließlich in Berlin am Rabbinerseminar studiert habe, wo ich auch ordiniert wurde. Es war sehr früh, aber es war so. Es war sicher nicht der schönste Anfang eines Berufsweges. In jedem Gottesdienst waren zwei Gestapobeamte, die jedes Wort aufschrieben. Ich war auch bei allen Rasseschande-Prozessen dabei, ich habe Menschen besucht und sie beraten, Tag und Nacht. Einerseits musste man aufbauen, andererseits musste man sehen, wie man die Menschen rauskriegt. Es war schlimm.

Bild: Gabriele Henneberg

Leo Trepp, der am 4. März 1913 in Mainz geboren wurde, ist vermutlich der letzte lebende Rabbiner aus der Zeit der Verfolgung. Er heiratete am 26. April 1938 in Oldenburg Mirjam de Haas, Tochter des oldenburgischen Landesrabbiners. 1936 kam er nach Oldenburg und wurde Nachfolger seines Schwiegervaters. In der schweren Zeit der immer unmenschlicher werdenden Judenverfolgung leitete er die Jüdischen Gemeinden im Oldenburger Land. Nach der Reichsprogromnacht 1938 wurde er verhaftet und mit den anderen jüdischen Männern seiner Gemeinde in das KZ Sachsenhausen deportiert, aus dem er wie durch ein Wunder am 26. 11. 1938 entlassen wurde. Durch Fürsprache der Jüdischen Gemeinde in London konnte er nach Großbritannien emigrieren. Kurze Zeit später ging er mit seiner Frau in die Vereinigten Staaten und war Professor für Judaistik am Napa Valley College in Kalifornien. Nach wie vor hält er Vorlesungen in den Vereinigten Staaten und an der Universität in Mainz. Alljährlich besucht er das Oldenburger Land und begleitet den Werdegang der wiedererstandenen Jüdischen Gemeinde in Oldenburg. Leo Trepp ist nach dem Tod seiner ersten Frau in zweiter Ehe verheiratet mit Gunda Ekert.

Es gibt Erfahrungsberichte, wonach bei vielen Menschen ein auffallender Gesinnungswechsel mit der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten einherging. Wie haben Sie das in Ihrem Umfeld wahrgenommen?

Die Einstellung vieler Menschen hat sich nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten abrupt geändert. Ich habe zum Beispiel einen Lehrer gehabt, der mich auf der Straße ganz plötzlich nicht mehr gegrüßt hat. Und ein anderer Lehrer, mit dem ich ganz eng war, wurde zu einem rabiaten Nazi. Er wollte nämlich Oberlehrer und Schulleiter werden. Es war so, wie schon ein jüdischer Gelehrter nach dem ersten Kreuzzug im Mittelalter schrieb: „Die Freunde von gestern, die kennen uns heute nicht mehr.“ Und dennoch bin ich 1954 zurückgekommen. Zuerst mit meinen Studenten, denen ich Europa und Deutschland zeigen wollte. Und als ich dann durch Mainz ging, konnte ich die Straßen nicht mehr erkennen, denn alles war zerbombt. Das gab mir jedoch zugleich den Anstoß, immer wieder zurückzukommen. Mit einer physischen Erneuerung der Stadt und des ganzen Landes muss und wird, so hoffte ich, es dann ja auch eine seelische Erneuerung geben. Geprägt durch meine Erziehung – das Judentum erkennt den Kindern niemals die Schuld der Eltern zu – dachte ich, ich könnte vielleicht an dieser Erneuerung mitwirken.

Die ausgebrannte Synagoge in der Peterstraße am Tage nach der Reichsprogromnacht am 9. November 1938. *Bild: Bildarchiv NWZ*

Zum Teil ist es gelungen, zu einem anderen Teil bin ich sehr besorgt und bedrückt über die Wiederkehr des Antisemitismus.

Hat es etwas gegeben, das Ihnen die Kraft gegeben hat für Ihre Arbeit als Landesrabbiner?

Das Judentum und besonders die Orthodoxie waren in Deutschland ja im 19. Jahrhundert durch den Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808 – 1888) aus Hamburg, der zehn Jahre in Oldenburg lebte, modernisiert worden. Hirsch hatte gesagt: „Ihr müsst ganz fromm sein, aber ganz deutsch!“ Er forderte also eine vollkommene Eingliederung in Wesen und Kultur der Umwelt. Mein Vater, der ein Kaufmann und ein sehr frommer Mann war, führte mich ein in die hebräische Sprache, in den Talmud, aber gleichzeitig auch in Shakespeare, Schiller, Goethe und Lessing, in die bildende Kunst und in die Musik. Oper ist für mich bis heute eine Sucht geblieben. Nach meiner Ankunft in Oldenburg riet man mir allerdings, besser nicht ins Theater zu gehen, das gäbe Ärger. Also mussten wir dann für Vorträge und Konzerte Leute aus Berlin holen.

Haben Sie in dieser Zeit auch positive Erfahrungen gemacht?

Als ich schon weg aus Oldenburg war, also nach 1938, gab es einen Pfarrer, der hieß Walter Spitta (1903 –1945), der hat öffentlich in seiner Gemeinde zu Spenden und vor allem zu Lebensmittelspenden für die Juden aufgerufen und sie dann verteilt. Dafür wurde er an die Ostfront geschickt, wo er umkam. Im katholischen Südoldenburg gab es einen starken Kontrast: Einerseits mussten wir die Synagoge zu einem Ruheraum umbauen und hatten nur noch einen ganz kleinen Gebetsraum; andererseits gab es Fälle wie etwa die Beerdigung einer Frau, die im 1. Weltkrieg im Lazarett gearbeitet und sich sehr verdient gemacht hatte. Sie war alt und blind, in der Bevölkerung außerordentlich beliebt und hatte noch vom Großherzog eine Auszeichnung bekommen. Als sie gestorben war, drohten die Nazis, sie würden bei der Beerdigung jeden filmen, der es wagte mitzugehen. Bei der Beerdigung war die Straße aber dann schwarz von Menschen, alle aus dem Ort waren gekommen und bis zum Friedhof mitgegangen. Dieser Mut war sicher auch dem Einfluss von Kardinal von Galen zu verdanken.

Hatten Sie seinerzeit Kontakte zur katholischen Kirche in Südoldenburg?

Nein, Kontakte im heutigen Sinne gab es nicht. Heute bin ich zum Beispiel in Mainz ganz eng mit Kardinal Lehmann befreundet, der mir zu meinem 90. Geburtstag die Laudatio gehalten hat. Ich habe in jeder Kirche in Mainz schon gepredigt und er bei mir, was in Amerika übrigens gang und gäbe ist. Aber damals gab es weder Kontakte noch gar einen Austausch. Das ging auch gar nicht. Sie dürfen nicht vergessen, wir Juden waren ganz allein auf uns gestellt, Kontakte mit uns waren ja verboten, es sei denn, ganz offizielle. So war es schon eine große Ausnahme, dass ich es zum Beispiel noch erreichte, dass in Oldenburg eine jüdische

Landesrabbiner Trepp im Jahr seiner Amtseinführung 1936. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts trugen die Rabbiner im Oldenburger Land auf eine großherzogliche Verordnung hin den gleichen Amtstalar wie die protestantischen Geistlichen.
Bild aus: siehe Angaben rechts, Seite 44

Eine Hochzeitsgesellschaft am 29. Juni 1938 in Oldenburg. Von links nach rechts: Albertine Vyth (1875 – verschollen Riga), Julius de Beer (1866 – 1943 Theresienstadt), Ella Seligmann (1879 – verschollen Riga), Miriam Trepp (1916 – 1999), Gerda Seligmann (1923 – 1987), Leo Trepp, Mathilde de Beer (1876 – 1957), Adolf de Beer, Erna Mayer und Kurt Maier.
Bild aus Jörg Paulsen: Erinnerungsbuch – Ein Verzeichnis der von der nationalsozialistischen Judenverfolgung betroffenen Einwohner der Stadt Oldenburg 1933 – 1945, Bremen 2001, Seite 10

Volksschule, die vom Staat unterhalten wurde, eingerichtet worden ist. Ich hatte gesehen, dass die jüdischen Kinder im Land es an den staatlichen Schulen nicht mehr aushalten konnten. Wir mussten deshalb eine eigene Schule im jüdischen Gemeindenhaus neben der Synagoge einrichten. Als ich die Eingabe an die Regierung machte – die auch befürwortet wurde –, erklärte mir der zuständige Ministerialdirektor, er denke nicht an eine Religionsschule, sondern an eine Rassenschule mit einem arischen Lehrer. Ich habe ihm geantwortet: „Das geht doch nicht, der Lehrer wird die Kinder hassen und die Kinder werden den Lehrer hassen.“ Das hat ihm offenbar eingeleuchtet. Da wir die Schule im Gemeindehaus hatten, musste der Staat dafür Miete zahlen. Wir hatten zwei Lehrer, die wir bezahlten. Die Schule lief ganz ordentlich bis zur Pogromnacht am 9. November 1938, als die Synagogen brannten.

Wie haben Sie es geschafft, noch 1938 aus Deutschland rauszukommen?

Meine erste Frau war vor unserer Heirat Kindermädchen in der Schweiz. Daher wusste sie, dass der englische Oberrabbiner jeden Sommer in St. Moritz war. Wir hatten noch die alten Studentenpässe ohne den Stempel „J“ für „Jude“. So konnten wir schon vor der Pogromnacht den Oberrabbiner einmal besuchen, um auszuloten, ob er uns vielleicht mit auf die Insel nehmen würde. Er war sehr freundlich, doch zu mir sagte er ganz unmissverständlich: „Sie sind der Kapitän des Schiffes, Sie müssen der Letzte sein, der das Schiff verlässt.“ Dann kam die Reichspogromnacht. Am Tag danach führte man uns Juden im Triumph durch Oldenburg, an der verbrannten Synagoge vorbei, wo die Zuschauer gemütlich ihr Pfeifchen schmauchten und sich unterhielten, als wäre nichts passiert. Wir kamen ins Gefängnis am Pferdemarkt und am Tag darauf begann der Abtransport der Männer ins KZ. Als die Frauen nach ihrer Verhaftung aus der Kaserne am Pferdemarkt rausgelassen wurden, schickte meine Frau ein Telegramm mit einem Satz an den Oberrabbiner: „Das Schiff ist gesunken.“ Worauf er für uns sofort ein Visum nach England beantragte. Das ging zu diesem Zeitpunkt noch; wenn man nachweisen konnte, dass man innerhalb von 14 Tagen das Land verlässt, ließen sie einen laufen. So kamen meine Frau und ich nach England. Ich habe noch mal richtig die englische Sprache gelernt, und dann ging es ab nach Amerika.

Sie leben nun seit 1939 in Amerika. Wie beurteilen Sie die gegenwärtige Situation in den Staaten und die Kritik an Amerika in Europa?

Wenn man jetzt viel Kritisches über Amerika hört, dann ist das alles zum größten Teil das Ergebnis der Regierungszeit von George W. Bush. Die Menschen in den USA sind gute Menschen, hilfsbereit und außerordentlich spendabel. Alle Kirchen in den Vereinigten Staaten finanzieren sich ausschließlich durch freiwillige Spenden. Besonders liebe ich an meiner neuen Heimat San Francisco und dessen Umgebung. Die sanften Hügel und die großen Weinanbaugebiete erinnern mich ein bisschen an die Landschaft meiner Heimat rund um Mainz.

Welche Bedeutung hat Oldenburg und das Oldenburger Land heute noch für Sie?

Die Erinnerung an Oldenburg als eigener Staat und die Betonung des Oldenburgischen in der Gemeinschaft ist mir sehr lieb. Und Oldenburg hat heute eine jüdische Gemeinde, die ein Vorbild sein kann für alle Gemeinden in Deutschland. Sie hat in Frau Schumann eine sehr gute Vorsteherin und sie hatte in Bea Whyler eine hervorragende Rabbinerin. Die Gemeinde fing ja 1995 ganz klein an, am Beginn standen Veranstaltungen an der Uni zusammen mit Professor Daxner, danach hat Frau Schumann jahrelang in ihrem Atelier die Gottesdienste abgehalten. Herausragend ist die Integrationsleistung vor allem in der Zeit von Bea Whyler. Spätaussiedler aus Russland, die ohne einen Buchstaben Hebräisch zu kennen ankamen, konnten nach zwei Jahren einen hebräischen Gottesdienst leiten! Der Gemeinde ist es außerdem gelungen, alle ihre neuen Mitglieder auch in Arbeit zu bringen.

Haben Sie eigentlich je überlegt, wieder nach Deutschland zurückzukehren?

Nein, das habe ich nie. Deutschland ist meine alte Heimat und meine Familie hat eine ganz innige Verbindung zu Deutschland. Bis 1450 ist die Familie meines Vaters lückenlos in Mainz bzw. Fulda zurückzuverfolgen. Als ich 1938 wegfuhr, habe ich noch meinen Onkel noch besucht. Er war Kultusbeamter und Prediger in der jüdischen Gemeinde von Osnabrück. Ich habe ihn gefragt, warum er nicht weggehe. Da hat er mich daran erinnert, dass er in der Marneschlacht schwer verwundet worden war, drei Monate lang überhaupt nichts mehr sehen konnte, seine Beine waren kaputt und im Rücken steckte bis 1922 ein Schrapnell. „Für das, was ich dem Vaterland gegeben habe, wird man mich doch wenigstens in Ruhe lassen“, sagte er damals zu mir. Er ist dann auch ins KZ gekommen, von seinen zwei Kindern wurde eines ermordet, eines ist heute in Israel. Nun, ich bin in Amerika geblieben, das Land hat mir das Leben gerettet und gibt mir ein Gefühl von Geborgenheit. Ich könnte, wenn ich wollte, in ein paar Stunden einen deutschen Pass haben, aber ich will es nicht. Mit Amerika fühle ich mich tief verbunden, meine Tochter und meine Enkelkinder sind dort geboren. Es ist meine neue Heimat geworden, obwohl der Verlust der alten Heimat immer schmerzlich wach bleibt. Die Ermordung und Vertreibung der Juden aus Deutschland war ein in seiner Dimension einmaliges Verbrechen, das sich auch aus der Geschichte eines sich über Jahrhunderte hinziehenden Antisemitismus entwickelte, der die Juden in Deutschland zu Sündenböcken für alles stempelte. Und das ist es, was mir auch heute noch Angst macht: Dass so etwas in Deutschland wieder kommen könnte. Mein Deutschland ist aber das Land, das heute ein Vorkämpfer für Menschenrechte ist und gegen den Hass unter den Völkern antritt. Deswegen komme ich auch immer wieder nach Deutschland.

Sehr geehrter Herr Rabbiner, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Das Gespräch führte Gabriele Henneberg

Am 23. August 2004 hielt Leo Trepp in der Jüdischen Gemeinde in Oldenburg einen Vortrag über die Oldenburgische Judenschaft und ihr Verhältnis zu den jeweiligen Großherzögen. An dem anschließenden Sabbat-Gottesdienst nahm auch der Chef des Hauses Oldenburg Anton Günther Herzog von Oldenburg teil. Von links nach rechts: Anton Günther Herzog von Oldenburg, Rabbiner Prof. Dr. Dr. Leo Trepp und seine zweite Ehefrau Gunda Ekert. *Bild: Ilse Rosemeyer*

Kooperatives Jugendtheater: CAST – die ultimative Show

Madonna fliegt als Supergirl verkleidet durch den Zuschauerraum und verteilt Einladungen, Heidi Klum und Marilyn Manson sind sauer, dass sie zu wenig beachtet werden und eine ausgewählte Gruppe von Jugendlichen ist hysterisch, weil sie eingeladen sind zu CAST der ultimativen Show ...

Jörg Kowollik

Der Förderverein für theaterpädagogische Jugendarbeit Oldenburg-Süd setzt sich dafür ein, mit (benachteiligten) Jugendlichen im Oldenburger Stadtsüden theaterpädagogisch zu arbeiten. Seit nunmehr zehn Jahren bietet in diesem Zusammenhang das szenische Stadtteilprojekt „Jugendtheater Rollentausch“ Jugendlichen eine Plattform, sich mittels kultureller Verfahren auszutauschen und ihre Meinungen, Ängste und Wünsche einer breiten Öffentlichkeit über Theaterproduktionen vorzustellen. In 2007/2008 hat der Förderverein – unter anderem unterstützt durch Mittel der Oldenburgischen Landschaft – ein Kooperationsprojekt zwischen dem Jugendtheater Rollentausch, der Hauptschule Kreyenbrück und dem Institut für Musik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg initiiert. Unter dem Arbeitstitel „Mit mir durch dick und dünn“ erhielten dreizehn Jugendliche, unterstützt durch zehn Studierende der Musik, die Möglichkeit, sich mit Mitteln des Theaters, der Musik und des Tanzes ihren eigenen „Selbstinszenierungen“ zu stellen, diese auf eine humoristische Weise hinterfragen und auf die Bühne bringen.

Das Musical „CAST – die ultimative Show“ wirft einen Blick hinter die Kulissen – hinter die Bühne der Casting Shows, aber auch hinter die Lebensentwürfe von Jugendlichen. Auf welche Weise versuchen die Einzelnen besonders „besonders“ zu sein? Welche Accessoires haben sie dabei, in welches Outfit haben sie sich geworfen, welche besonderen Verhalts- oder Bewegungsweisen haben sie sich zurechtgelegt? Selbstinszenierungen spielen in unserer medialisierten Welt eine immer wichtigere und ungeheuer weitreichende Rolle. In Gestalt von

z.B. magersüchtigen Models, immerzu strahlenden gut aussehenden Stars aus der Film-, Musik- und Modewelt oder den uns ständig umgebenden Reklamebildern werden Rollen- und Verhaltensmodelle kolportiert, die sich in den Identitätsfindungsprozess der Jugendlichen einklinken. Äußerlichkeiten werden zu Inhalten, Zubehör wird zum Eigentlichen. Gleichzeitig sind diese Selbstinszenierungen Ausdruck der Suche nach sich selbst, der drängenden und zuweilen quälenden Frage: „Wer bin ich eigentlich?“.

CAST ist ein Kooperationsprojekt: Um mehr Jugendlichen im Stadtteil die Möglichkeit zu geben, das Medium Theater für sich zu nutzen, ist der Förderverein für das aktuelle Projekt gezielt an das Jugendtheater Rollentausch und die Hauptschule Kreyenbrück herangetreten. Im Einvernehmen mit der Schulleitung wird das Theaterangebot als Ergänzung der musisch-künstlerischen Fächer in der Schule eingeordnet. Das Projekt sollte gerade die Jugendlichen ansprechen, die oft gar nicht oder nur in begrenztem Umfang mit kulturpädagogischen Techniken in Kontakt kommen (Hauptschüler/innen,

CAST – die ultimative Show begeisterte 500 Jugendliche
Bilder: privat

Migrant/innen im Stadtteil). Die Kulturpädagogen geben einen strukturierenden Rahmen vor, der Orientierung und gleichzeitig einen geschützten Freiraum bietet. Die Arbeit in der Theatergruppe ist prozessorientiert und beinhaltet auch die Interpretation und Diskussion von Haltungen und Meinungen der Kinder und Jugendlichen, da sie die Auseinandersetzung mit sich selbst und den anderen beteiligten Jugendlichen anregt.

Durch die zusätzliche Kooperation mit dem Institut für Musik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg wurde das Betätigungsfeld der Jugendlichen enorm erweitert. Für sie und die beteiligten Studierenden wurden viele neue Erfahrungen auch außerhalb des gewohnten Lebensumfeldes möglich. Alle Beteiligten konnten dabei immer wieder im gemeinsamen künstlerischen Schaffen und den darin enthaltenen kreativen-sozialen Arbeitsprozessen ihre räumlichen Grenzen überschreiten (z. B. fanden die gemeinsamen Proben in den Räumen der Universität und auch in der Freizeitstätte im Stadtteil statt), neue Situationen erkunden und nicht alltägliche Begegnungen wahrnehmen.

Die Erfahrungen in dem Projekt zeigen, dass die Kooperation die Teilnehmenden über die gemeinsame Arbeit gestärkt und auf vielfältige Art und Weise bereichert hat. Berührungsängste wurden abgebaut, soziale und künstlerische Kompetenzen erweitert und gesellschaftliche Teilbereiche aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Dieser Transfer eröffnet für alle Seiten neue Perspektiven.

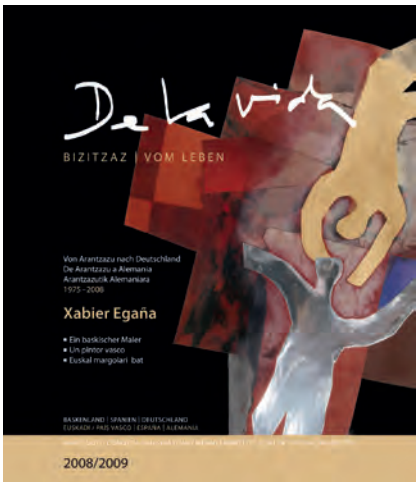
„CAST – die ultimative Show“ wurde vor den Sommerferien schon drei Mal in der Aula der Carl von Ossietzky Oldenburg aufgeführt und einmal bei den Schultheatertagen im Staatstheater. Insgesamt waren bisher ca. 500 zum großen Teil jugendliche Zuschauer/innen von der Show begeistert. Im Herbst soll das Musical noch einmal aufgenommen werden und bis zu drei Mal an Schulen gespielt werden.

Weitere Informationen: www.rollentausch-oldenburg.de

Hallo,
mein Name ist Luisa Kamp. Ich bin 20 Jahre alt und habe im Frühjahr 2008 mein Abitur an der Graf-Anton-Günther Schule in Oldenburg gemacht. Seit dem 1. September mache ich bei der Oldenburgischen Landschaft ein Freiwilliges Kulturelles Jahr. Hier arbeite ich überall mit wo ich kann und bekomme so einen breit gefächerten Einblick in das kulturelle Alltagsleben. Insbesondere bin ich für den Bereich Kultur & Jugend sowie Jugendkulturförderung zuständig.
Ich freue mich auf ein tolles Jahr voller neuer Erfahrungen!
Liebe Grüße,
Luisa Kamp

Zwei bedeutende Ausstellungen der Landschaft

Xabier Egãna in Mühlen, Arrigo Wittler in Cloppenburg



JMH. Die Oldenburgische Landschaft veranstaltet in Kooperation mit Partnern aus der Region zwei wichtige Ausstellungen zur zeitgenössischen Kunst. Vom 31. Oktober bis zum 30. Januar wird in der ehemaligen Franziskaner-Kirche in Vechta und der JVA für Frauen in Vechta eine große Retrospektive des baskischen Malers Xabier Egãna zu sehen sein. Von Xabier Egãna stammt der bemerkenswerte Wandbildzyklus in der Kirche St. Bonaventura in Mühlen, Landkreis Vechta.

Ab dem 7. Dezember wird in einer großen Ausstellung an den 90. Geburtstag des Malers Arrigo Wittler erinnert, der lange Jahre im Oldenburger Münsterland tätig war. Die Ausstellung ist in der Münchhausen-Scheune des Museumsdorfs Cloppenburg zu sehen und dauert bis zum 8. März. Zu beiden Ausstellungen erscheinen umfangreiche Kataloge.

Weitere Infos unter www.oldenburgische-landschaft.de

Arrigo Wittler 1918 – 2005
Retrospektive im Museumsdorf Cloppenburg vom 7. Dezember 2008 – 8. März 2009

Busreise „Auf den Spuren von Marc Chagall“

Im Rahmen der Marc-Chagall-Ausstellungen in Rodenkirchen in den beiden vergangenen Jahren ist vielfach der Wunsch geäußert worden, die großen Werke des Künstlers in Kirchen und Museen sowie einige seiner Wirkungsstätten kennenzulernen.

In den Herbstferien 2009 ist in Zusammenarbeit mit der Oldenburgischen Landschaft eine neuntägige Busreise „Auf den Spuren von Marc Chagall“ über Mainz bis nach Nizza geplant. Neben Kirchen mit Werken Chagalls (u. a. Buntglasfenster) stehen das Chagall Museum in Nizza, aber auch das dortige Matisse Museum und das Picasso Museum in Vallauris auf dem Programm.

Ausführliche Informationen und Anmeldeunterlagen erhalten Sie bei Frank Klimmeck, Grüne Straße 2, 26935 Stadland-Rodenkirchen, Tel.: 04732-183930, Fax: 04732-183938.

Heinrich Schüler, Farbholzschnitt: „Der Prophet Moses und der Evangelist Johannes“ von Ludwig Münstermann in der Kirche zu Tossens
Bild: Katalog

Evangelisten und geflügelter Teufel

Holzschnitte zu Ludwig Münstermann von Heinrich Schüler

JMH. Seit über 20 Jahren vertritt die Galerie am Wehlhamm in Ruhwarden, Gemeinde Butjadingen, das Werk von Heinrich Schüler. Mitten im 30-jährigen Krieg hat der Hamburger Bildhauer Ludwig Münstermann zahlreiche Altäre, Kanzeln und Tauchbecken für Kirchen des Oldenburger Landes geschaffen. Der bei Oldenburg lebende Künstler Heinrich Schüler hat sich der Kunstwerke von Münstermann angenommen und die Skulpturen in die grafische Zweidimensionalität übertragen. In Zusammenarbeit mit der Oldenburgischen Landschaft veröffentlicht er einen Bildband mit seinen Holzschnitten zu Ludwig Münstermann. Der Katalog enthält Beiträge von Prof. Rolf Schäfer, Dr. Jörgen Welp und Jörg Michael Henneberg. Er ist erhältlich in der Galerie am Wehlhamm (Ruhwarden/Butjadingen, Sonnenstraße 1, Tel. 04736-598, Öffnungszeiten: Mi/Do/So 15 – 18.00 Uhr) und kostet 15 Euro.

PAZZ – Grenzen des Theaters ausloten

Performing Arts Festival 2008

Vom 17. bis 26. Oktober 2008 veranstaltet das Oldenburgische Staatstheater zum ersten Mal das internationale Theaterfestival pazz. So wie der Jazz in der Musik will pazz die Grenzen des Theaters ausloten und überschreiten, dem Publikum freie Theaterformen vorstellen.

Im Zentrum des Festivals stehen Gastspiele aus sechs Ländern, insgesamt zehn Ensembles lassen das Publikum an der Suche nach ihrer eigenen Theatersprache teilhaben. Die Vielfalt der Gastproduktionen spiegelt sich in Schauspiel, Medienperformances und ausgefallenen Formaten wie etwa einem Daumenkinoabend oder einer Table-Percussion wider. Bekannte Namen wie Rimini Protokoll stehen ebenso auf dem Programm wie noch zu entdeckende Gruppen wie Analogue aus England, die mit ihrer allerersten Produktion Mile End anreisen und bei pazz ihr erstes Auslandsgastspiel geben.

Die Exerzierhalle am Pferdemarkt mit ihrer flexiblen Bühnensituation ist die ideale Spielstätte für das Festival. Das gesamte Umfeld wird mit einbezogen: die gegenüberliegende bau_werk-Halle ist Treffpunkt, Spielstätte und Festivalcafé in einem. Auch das Areal um den Pferdemarkt wird von pazz bespielt, so finden Vorstellungen in den angrenzenden Gebäuden statt und der Vorplatz der Exerzierhalle sowie eine eigens eingerichtete Bushaltestelle werden Ausgangspunkt verschiedener theatraler Exkursionen sein. Ein Musikprogramm schließt jeden Theaterabend ab.

pazz versteht sich als Arbeitsfestival; nicht nur werden die Gastgruppen wechselseitig ihre jeweiligen Produktionen besuchen, Theatermacher, Künstler und Festivalleiter reisen an, um sich auszutauschen. Auf diese Weise soll es auch zu internationalen Kooperationen und zum Gastspielaustausch mit anderen Städten kommen.

„Jahreszeiten in Butjadingen“, prämierte Arbeit der VGS Burhave *Bild: VGS Burhave*

„Goldene Krabbe“ geht nach Halle

Seit 2004 verleiht die Gemeinde Butjadingen den Kulturpreis

JMH. Am Wettbewerb nahmen 26 Künstler teil. Die Jury vergab den ersten Preis an Johannes Sasse (Halle/Westfalen). Der 2. Platz ging an die Butjadingerin Verena Rhyn-Bolte, der 3. Preis an Gerhard Hermanns (Barkenholm). Zwei Sonderpreise gingen an die beiden Grundschulen Burhave und Stollham. Die Erwachsenen und die kleinen Künstler hatten sich mit dem Thema „Jahreszeiten in Butjadingen“ auseinandergesetzt.

Einmalige Exponate

TT. Bis zum 22. November zeigt die Landesbibliothek im Rahmen des Projektes „Expressionismus-Auftakt zur Moderne“ einmalige schriftstellerische Exponate, die unter dem Titel „Die Dämonen der Städte. Expressionistische Literatur in Berlin“ stehen. Der Focus richtet sich auf die Arbeit der Berliner Künstlerszene vor und nach dem ersten Weltkrieg. Gezeigt werden Originale, und Biografien bedeutender Vertreter. Besucht werden kann die Ausstellung zu den Öffnungszeiten der Landesbibliothek.

Trauer um Wolfgang Büsing

Die Oldenburgische Landschaft trauert um Wolfgang Büsing, der am 25. Juni 2008 im Alter von 79 Jahren verstorben ist.

Seit 1961 war er Leiter der Arbeitsgemeinschaft Familienkunde der damaligen Oldenburg-Stiftung, seit 1975 Fachgruppe Familienkunde der Oldenburgischen Landschaft. 1966 übernahm Wolfgang Büsing in der Nachfolge von Richard Tantzen (1888-1966) den Vorsitz der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde (OGF). Zugleich war er Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft und des Oldenburger Landesvereins für Geschichte, Natur- und Heimatkunde, zu deren Fachgruppen die OGF zählt.

1961 übernahm Wolfgang Büsing die Redaktion der Zeitschrift „Oldenburgische Familienkunde“ der OGF. Im Jahre 2002 übergab Wolfgang Büsing nach erfolgreicher 37-jähriger Leitung das Amt des 1. Vorsitzenden der OGF an seinen bisherigen Vertreter Wolfgang Martens. Die Schriftleitung der „Oldenburgischen Familienkunde“ behielt er bis zu seinem Tode bei, der ihn am 25. Juni 2008 bei einem Aufenthalt auf der oldenburgischen Insel Wangerooge ereilte.

In Anerkennung seiner großen Verdienste um die regionale familiengeschichtliche Forschung verlieh die Oldenburgische Landschaft Wolfgang Büsing 1976 die Ehrengabe und 1990 die Landschaftsmedaille.

Elke Syassen studierte Grafik-Design an der Hochschule für Künste, Bremen, mit Schwerpunkt Typografie und Fotografie bei Fritz Haase und Fritz Dressler. Sie lebt in Oldenburg und arbeitet als Grafik-Designerin für die Agentur mensch und umwelt. Dort war sie in den letzten Monaten auch für das Layout der Zeitschrift *kulturland* verantwortlich. Als Ausgleich für die Arbeit am Computer geht sie in ihrer Freizeit gerne mit Hund und Kamera spazieren.

Der Herbst, wie er in diesen Wochen in seiner ganzen Farbenpracht in der Parklandschaft des Ammerlandes – hier in der Nähe des Woldsees – besonders intensiv zu erleben ist, hat von jeher den Volksmund ebenso wie die Dichter zu Bauernregeln, Aphorismen und Gedichten angeregt. Wo die Bauernregel eher aufs Praktische ausgerichtet ist und auf der Erfahrung von Generationen fußt – „Zu Ende Oktober Regen, bringt ein furchtbar Jahr zuwegen“ oder „Späte Rosen im Garten lassen den Winter noch warten“ –, da schwankt zum Beispiel der Dichter Theodor Storm (1817 – 1888) zwischen leiser Melancholie und zager Hoffnung: „ ... Streift der Wind das letzte Grün;/Und die süßen Sommertage,/Ach, sie sind dahin, dahin!/ Nebel hat den Wald verschlungen,/Der dein stillstes Glück gesehn;/Ganz in Duft und Dämmerungen/ Will die schöne Welt vergehn./ ... Und es leuchten Wald und Heide,/Daß man sicher glauben mag,/Hinter allem Winterleide/Lieg’ ein ferner Frühlingstag.“

So schön ist das Oldenburger Land

Bild Elke Syassen

Sömmerfreitied 2008 *Bild: Willi Rolfes*

Plattdüütsch Sömmerfreitied

HS. Ut Löningen, Märzen, Sandkraug, Bäösel, Barßel, Damme un Ollnborg wörn de Familgen to de 3. Sömmerfreitied van de Ollnborger Landskup un de Katholschen Akademie naoh Staopelfeld kaomen.

Heinrich Siefer, Baos van de Arbeitsgemeenskup för Nedderdüütsche Spraoke un Literatur in de Ollnborger Landskup, heff tohoope mit Rita Kropp, Elke Meiertöns un Günter Brüning, alls Maaten in de Arbeitsgemeinschaft, de Sömmerfreitied plaont un dörföhrt. Ditmaol güng dat üm de Ridderslüüe. Mörgens hebbt sik alle mitnanner mit de Geschichte un mit Geschichten van un över Ridders befaoten daon. Wi hebbt us fraoget: Wann hebbt de Ridders levet? Wat wörn dat för Lüüe? Wo wüdd einer ton Ridder? Wat har ein Ridder to daun? Wo seehg so 'ne Rüstuung ut? Wo was dat mit de Wichters un Fraulüüe? Wo was dat Leven up de Borg? Wo seehg dat dor ut?

Naom'daoges hebbt de Kinner dann mit de Betreuers maol 'nen Wappenschild, 'nen Ridderhelm, maol Borgen baut. Man dat güng uk rut naoh buten. Wi hebbt us ankäken, wat in Cloppenborg van de olle „Borg to Cloppenborg" överbleven is. Mit Herrn Günter Brüning hebbt wi 'nen "ökologschen Gang" üm de Talsperre maoket. Dor hebbt de Kinner Zunder för 't aopen Füüer in Stapelfeld söcht. Märken gev dat dit Johr uk. Herr Hein Benjes ut Rotenborg heff us an einen Aobend moije wat vertellt. Bi den Gang dör de düüstern Nacht an 'n lessden Aobend, hebbt sik dann noch 'n poor heller verjaoget, as dor mit'nmaol de Junker Griese vör ehr stünd, de vör hunnerte van Johren in de Gägend bi Barßel levet heff. He was ein gräsigen Kerl. Üm dat de Pastor van Barßel maol mit de Misse aohne den Junker anfangen was, heff he den dootschlaon. To Straofe mössde Junker Griese to Schnappenborg dorför weergaohn, spöken. Midden in de Dannen stünd disse Kerl nu mit'nmaol vör den Koppel un röp: „Ik bün de Junker Griese, kien Ridder nich, kien Riese. Man wat ik dau un wat ik will, wenn ik kaom, dann schwigg alles still." Still was dat do mit'nmaol. Man naoh 'n Sette hebbt de Kinner rutkrägen, dat dat de Jan was, einer van de Betreuers, de sik best üm dat Programm för de Kinner mit kümmert hebbt.

„Wenn du up Flögels dör de Luft fleegen kunnst, ..."

Heinz von der Wall (1923 – 2008)

Wenn du up Flögels dör de Luft fleegen kunnst,
was alles heel licht för di, un de Weg naoh baven was free.
Aohne Flögels moßt du faken un väl wat änners probeern.
(Heinz von der Wall in De Wartesaal, S. 111)

HS. Heinz von der Wall heff sienen Weg naoh baven funnen. An 'n Maondag, 25.08.2008, is he mit 85 Johre ut de Tied gaohn. To de Welt kaomen is he an 'n 12.05.1923 in Ollenborg, upwassen in Hemmelte/Ollenborger Münsterland, waohnde bit to sienen Dood in Ankum.

Heinz van der Wall was ein Schrieversmann, dör un dör. Siene Geschichten un Gedichte pläugden alltied deip, köömen dor nich licht her. He heff sik de Lüüe un ehr'n Alldag genawe ankäken un beschräven, nie nich in rosarot. Dat leeg üm nich. De Fraogen, de sik de Mensken stellt, naoh 't Worher, Worhen un Worüm, de spaorde he nich ut. Schuld un Vergeven, Not un Dood, man uk de Levde, wörn siene Themen.

In 't Studium, so heff he faoken vertellt, was üm klaor worn, dat dat Plattdüütsche uk vandaoge mehr wäsen kann as eine Spraoke tau 'n Döönkesvertellen un Spijökenkraom. Kien Wunner, dat he dann uk all as jungen Bussen Maat in 'n Schrieverkring worn is, wor domaols de grooten plattdüütschen Schrievers Elisabeth Reinke, Hans Varnhorst, Hein Bredendiek, Heinrich Diers, Maria Hartmann un Thora Thyselius tohörden. Van 1982 bit 1991 was he dann sülvest Baas van dissen Schrieverkring. 1991 heff he de Plattdüütsch Warkstäe in de Katholschen Akademie Stapelfeld mitgrünnt, ein Koppel van Schrievers, de an de veier bit fiefmaol in 't Johr taun Schrieven binannerkaomt.

Mit Heinz van der Wall is einer ut de Tied gaohn, de alltied un överall för Plattdüütsch instaohn is. He was mehr as ein akuraten Schriever. Siene Wöör harn Klöör. Mit beide Fäute stünd he up de Grund. Künnig heff he väle lehrt, wo mit Wöör schnacket, prootet, schräven, levt weert.

Wi wedd üm missen. Sienen gooden Raot. Siene Gedichte un Geschichten.

Heinz von der Wall (vordere Reihe, 4. von links) tüsken de Schrievers in de Plattdüütsch Warkstäe Stapelfeld. *Bild: Kath. Akademie Stapelfeld*

Landkreis Friesland kummt groot rut mit Plattdüütsch

Plattdüütsch Weeken van 'n 4. – 19. Oktober 2008

HS. Siet Mai 2008 giv dat för den Landkreis Friesland mit de Herrn Wolfgang Busch un Georg Schwitters twei Plattdüütschbeupdragte. Dorför is de Landkreis Friesland up 't Üppste to loben. Dat is wat. De Landkreis weit üm dat Bedüüen van de plattdüütschen Spraoke un weit uk, dat dat mit Sönndaogsschnackerei nich daon is. Schall Plattdüütsch uk in kaomen Tieden noch lebennig wäsen, mott dor wat för daon weern: in Kinnergorn un School, in Vereine un Kommunen. De beiden Plattdüütschbeupdragten hebbt de Upgaobe, in 'n Nettwark mit anner Krings un Koppels mit dorför to sörgen, dat Platt lebennig unner de Lüüe kummt. Dat wieset se uk all mit 'n prallvull good Programm in 'n Oktobermaond 2008. In de Tied van 'n 04. – 19.Oktober 2008 sünd de „Plattdüütsch Weeken" in Freisland. Dann giv 't in dat heile Freisland Musik, Theaoter, Vördräge, Gottesdeenste un noch väl anners mehr – un dat allens up Platt.
De Landkreis Friesland is mit dat Projekt „Plattdüütschbeupdragte" up gooden Kurs. Ik denk, dat kunn ein Modell för väl anner Landkreise in use Ollnborger Land wäsen. Dat bring Platt vöran.

Speelkoppel Neenweg spendet an Plattdüütsch-Stiftung Neddersassen

Geld zum Erhalt und zur Pflege der plattdeutschen Sprache.

Von Birgit Kempermann

Neuenwege - Der letzte Vorhang vor der Bühne war gerade gefallen, da überreichte Birgit Kempermann, Vorsitzende des Heimat- und Bürgervereins Neuenwege, einen Scheck in Höhe von 1000 Euro an den Ehrenbaas des Heimatbundes für niederdeutsche Kultur „De Spieker", Jürgen Hennings. Die Summe wurde aus den Eintrittsgeldern der siebenmaligen Spielreihe der plattdeutschen Komödie „Stiekelwier um't Himmelbett" (Stacheldraht ums Himmelbett) gesammelt.

„De Stiftung is dörch Tosprook von Ministerpräsident Christian Wulff un Minister Lutz Stratmann stütt worrn", erklärte Jürgen Hennings. Die 2007 in Stade gegründete Stiftung wird von den Landschaften und Landschaftsverbänden beraten und begleitet.

Jürgen Hennings (2. v. r) freut sich über die große Spende, die ihm in Gegenwart von Autor Helmut Schmidt (vorne, v.r.), Spielleiterin Ingrid Ellberg, Birgit Kempermann und Ilse Meinen sowie den anderen Theatermitgliedern (hinten, v.l.) Ulrike Hahme, Christian Carstens, Bianca Wilkens, Heiner Becker, Edda Siems, Dieter Hähnel, Norbert Ellberg und Kalle Jeske überreicht wurde.

Autor Helmut Schmidt gratulierte der Speelkoppel zur gelungenen und authentischen Inszenierung seines Stückes und kündigte bereits das Nachfolgestück mit dem Titel „Der 75. Geburtstag" an.

Plattart-Festival

Festival för nedderdüütsche Kultur 2008 in 't Ollenborger Land

HS. Ollnborg, Lemwerder, Cloppenborg, Stapelfeld, Friesaythe, Bad Tüskenahn sünd un noch anner Stäen, wor 't Veranstalten geven deit, wenn dat in de Tied van 'n 13. – 16.11.2008 weer PLATTART in 't Ollnborger Land heiten deit. Vör twei Johre gev dat bi dat Projekt „PLATTART – Festival för neie nedderdüütsche Kultur", bloß Veranstalten in Ollnborg. Dat Programm was good, man de Lüüe hebbt noch nich mittrocken, was dat Resümé, as man dont up dat Festival trüggekäken heff. Wi mäöt dorhen, wor de Lüüe sünd, was dat Meenen. Ditmaol löppt dat d'rüm uk anners. An verscheden Stäen in 't Ollnborger Land giv dat nu wat up Platt: Musik, Theaoter, Kinnerakademie, Diskussionen, Gottesdeenst mit plattdüütsch Gospel, plattdüütschen Blues in 'n Musikkneipe, Billerverklaoren mit Örgelimprovisationen un noch väl mehr. Wi willt haopen, dat dit Konzept upgaohn deit.

Ik denk, dat is erst all maol good, dat wi nu an verscheden Stäen in 't Land Ollnborg Veranstalten hebbt. Wichtig was 't den Koppel in den Biraot fört 't Plaonen van 't PLATTART – Festival uk, dat et dor, wor 't ditmaol PLATTART geven deit, Lüüe mit achtersticken daut, de sik dor mit üm kümmert, dat dat vör Ort wat weern kann. Dat is uk good so. Dat is dann dichter bi un de Lüüe daut sik dann villicht uk nich mehr so schwaor mit wat Neies.

Wi mäöt maol ofteuven, wo dat dit Johr loppen deit un wat wi dor dann weer ut lernt.

Sein Herz nicht in Heidelberg verloren

Die Standard-Stadtführung in Oldenburg oder wie man 900 Jahre Geschichte in 17 Minuten verpackt

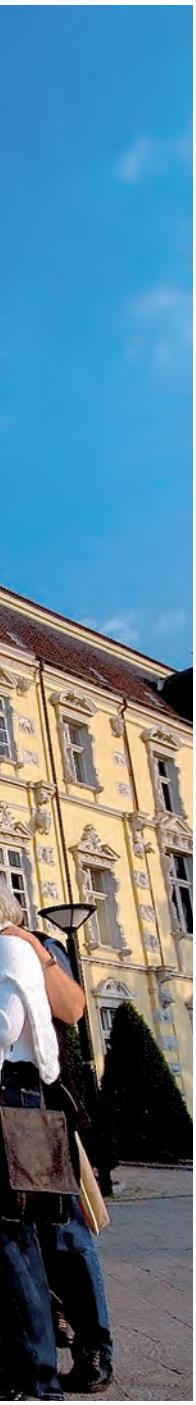
Von Rainer Rheude

Mitunter fällt es schwer, mit Jörgen Welp Schritt zu halten. Und das in doppelter Hinsicht: Er legt ab und zu einen recht flotten Schritt vor, und auch sein Parforceritt durch die Oldenburger Stadtgeschichte als Einleitung zu seiner Stadtführung verlangt von den Zuhörern ein hohes Maß an Stehvermögen. Exakt 17 Minuten hat er gerade, von keiner Frage unterbrochen, geredet, um der elfköpfigen Gruppe im Schatten des Schlosses die wichtigsten Fakten und Jahreszahlen aus der wechselvollen Geschichte der Stadt nahezubringen. „Ich übertreibe es manchmal", sagt er nachher selbstkritisch. Dabei achtet er doch stets darauf, die trockenen Informationen und unerlässlichen Jahreszahlen immer wieder mal mit Anekdotischem aufzupeppen. Etwa wenn er im Angesicht der Lambertikirche Heinrich Heines Aperçu zitiert, Oldenburg sei jene Stadt gewesen, „wo ich die Kirche für ein Theater gehalten habe". Oder wenn er beiläufig einfließen lässt, dass selbst das englische Königshaus, irgendwie und über x Ecken, mit dem Großherzoglichen Haus Oldenburg verbandelt ist.

„Was da an Informationen in kürzester Zeit rüberkam, das hätte ich in zwei Tagen nicht lesen können", sagt einer der Teilnehmer schon während der Führung, um zugleich zweifelnd einzuschränken, dass er vermutlich nicht übermäßig viel davon auf Dauer im Gedächtnis behalten wird. Es ist ein Dilemma, für den Stadtführer ebenso wie für seine Gäste. Ohne das Fakten-Gerüst wäre der anderthalbstündige Rundgang kaum verständlich, zu dem Welp in dieser frühen Abendstunde mit der Gruppe aus sechs Frauen und fünf Männern vom Schlossplatz aus aufbricht. Andererseits gibt er sich nicht der Illusion hin, dass von dieser Fakten-Fülle wirklich viel bei den Gästen hängen bleibt. Ihm genügt es deshalb vollends, wenn er im Laufe des Rundganges den Eindruck gewinnt, seinen Zuhörern zumindest ein wenig von jener Begeisterung für die Stadt einpflanzen zu können, die er selbst ausstrahlt, sobald er von seiner Vaterstadt zu reden beginnt.

Vor dem Parforceritt durch die Oldenburger Stadtgeschichte: Stadtführer Dr. Jörgen Welp und seine Gästegruppe aus Oldenburg und dem Ammerland.

Welp ist seit vier Jahren einer von derzeit 16 Stadtführerinnen und Stadtführern, die die Oldenburg Tourismus und Marketing GmbH für die rund 750 bis 800 Stadtführungen jährlich einsetzen kann; in diesem Jubliäumsjahr, dem Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung Oldenburgs vor 900 Jahren, wurden erwartungsgemäß mehr Stadtführungen nachgefragt. Der 44-Jährige beschränkt seinen Einsatz überwiegend aufs Wochenende, denn die Woche über ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Oldenburgischen Landschaft einge-



Bilder: Hendrik Reinert

spannt. Ganz auf diese als „Hobby“ apostrophierte Nebentätigkeit verzichten will der promovierte Archäologe allerdings nicht. Zum einen, weil ihm die Führungen einfach Spaß machen, und zum anderen, weil es nicht schaden kann, im Training zu bleiben, ist er doch bei der „Landschaft“ auch für die Aus- und Fortbildung von ehrenamtlichen Gästeführern zuständig. Und im Training ist Welp eigentlich schon seit seiner Studienzeit, als er jahrelang Fremdenführer in Ladenburg und in Heidelberg war. Doch sein Herz hat er, der sich ironisch-distanziert einen „Berufsoldenburger“ nennt, in Heidelberg nicht verloren.

Der Gruppe, die mit ihm nun auf dem Weg vom Schlossplatz zum Pulverturm, von der Lambertikirche vorbei am Degodehaus zum Theater und vom Lappan bis zur Hirschapotheke folgt, ist Oldenburg beileibe nicht fremd. Es sind Stadtoldenburger und Ammerländer, die früher als Kegelverein zusammen waren und sich heute einmal im Monat zu einer gemeinsamen Unternehmung treffen, dieses Mal zu einer historischen Stadtführung und einem Abendessen danach. Sie alle kennen Oldenburg ziemlich lange und ziemlich gut und sind dennoch überrascht, was sie bisher so alles „übersehen“ haben. Wie überhaupt Welp seinen Gästen empfiehlt, gewissermaßen erhobenen Hauptes durch die Fußgängerzone zu bummeln, denn vor allem die von diversen Wappen geschmückten Häuserfassaden erzählen ihre ganz eigene Stadtgeschichte. „Ich bin seit 58 Jahren Oldenburger und höre zum ersten Mal, dass hier eine Kirche stand“, sagt einer der Männer aus der Gruppe, als Welp auf die Überreste des Mauerwerkes der einstigen Nikolaikirche hinter der Kleinen Kirchenstraße aufmerksam macht. Bei Spezialführungen, etwa durchs Dobbenviertel oder durch die Kirchen, läuft es zuweilen auch umgekehrt. „Wenn alte Oldenburger mit dabei sind, dann lerne ich manchmal von ihnen“, sagt Welp.

Bei allem Stolz und aller Emphase, mit dem er Einheimischen wie Fremden die freilich nur noch spärlich vorhandene mittelalterliche und die das Residenz-Stadtbild prägende klassizistische Bausubstanz vorstellt, versäumt Welp es nicht, seinen Zuhörer auch von unverzeihlichen Bausünden zu berichten. So beschreibt er zum Beispiel auf dem Schlossplatz anschaulich das ehemalige Ensemble der Schlossfreiheit mit Verwaltungsbauten, Hauptwache, Kavalierhaus, Stallremise und Marstall, von dem leider nur noch Hauptwache und die westlichen Verwaltungsbauten übrig geblieben sind, weil ein Stadtbaurat nach dem Krieg die Ansicht vertrat, dass „eine Stadt nicht durch Bomben zerstört worden zu sein [braucht], um sich baulich erneuern zu können.“ Der englische Autor David Watkin bedauerte schon seinerzeit diesen „unwiederbringlichen Verlust für das architektonische Erbe Deutschlands“. Es fällt dem Stadtführer, dem Auswärtige immer wieder bescheinigen, wie gemütlich sie einerseits die Stadt finden und wie gröblich sie andererseits ihre Größe unterschätzt hatten, auch nicht leicht, manche aktuelle Entwicklungen mit der gebotenen Neutralität zu erläutern. Wenn er etwa auf die Dimension des geplanten Einkaufscenters am Schlossplatz zu sprechen kommt, verblüfft ihn jedes Mal aufs Neue die Reaktion der meisten Zuhörer: „Sie sind entsetzt.“

Die Gruppe, mit der Welp heute bis zur Hirschapotheke geht, an deren klassizistischem Portal die Führung diesmal endet, ist alles in allem das, was man wohl als „pflegeleicht“ bezeichnen könnte: mit dosiertem Interesse, ortskundig, aber keineswegs besserwisserisch, diszipliniert und präzise nachfragend. Ganz nach dem Geschmack des Stadtführers, dem vor nichts mehr graut, als wenn ihn während der Führung das Gefühl überkommt, er rede gegen eine Wand an. Das ist eher selten der Fall, sagt Welp. Eine auswärtige Schülergruppe, deren ostentatives Desinteresse ihn fast dazu gebracht hätte, die Führung abzubrechen, ist ihm in besonders schlechter Erinnerung geblieben. Die Regel aber sind problemfreie Führungen, wie er sie auch an diesem Abend wieder einmal absolvierte. Um rund zehn Minuten hat er die vorgegebene Zeit überzogen, ein Umstand, den er zum Schluss noch als Kompliment an seine Zuhörer zu verpacken versteht: „Ich bin gern mal etwas länger unterwegs, denn es hat Spaß gemacht mit Ihnen.“

Ein Blick nach oben auf Fassaden der Häuser lohnt in Oldenburg fast immer, sagt Stadtführer Welp.

kurz notiert ...

Der Rittersaal auf der Burg Iburg ist eines der bedeutendsten Raumensemble aus der Barockzeit im Nordwesten. Er wurde in den vergangenen Jahren mustergültig restauriert und ist ein Schmuckstück des Osnabrücker Landes.
Foto: Jörgen Welp

Am 3. Juli 2008 starb **Heinz zu Jührden**, früherer Landrat des Landkreises Ammerland, im Alter von 87 Jahren.

Nachdem der **Verein der Freunde und Förderer der Oldenburgischen Landschaft e.V.** auf seiner letzten Mitgliederversammlung am 27. November 2006 seine Auflösung beschlossen hatte, wurde mit dem noch vorhandenen Vereinsguthaben im Juli 2008 die **Theaterschule Neuenburg** gefördert.

Clemens-August Krapp, Ehrenlandrat des Landkreises Vechta, feierte am 23. Juli 2008 seinen 70. Geburtstag.

Am 26. Juli 2008 starb im Alter von 71 Jahren **Hubert Bittner**, ehemaliger Kreisvorsitzender des DGB in Oldenburg und früheres Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft.

Hubert Bittner *Bild: NWZ*

Am 24. Juli 2008 starb im Alter von 70 Jahren die Heimatforscherin **Irmhild (Imme) Schulte Strathaus**, Betreiberin des Museum Haus Kimmen in Kirchkimmen (Hude).

Prof. Dr. Heinrich Schmidt, Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft und Träger der Ehrengabe der Oldenburgischen Landschaft, vollendete am 9. August 2008 sein 80. Lebensjahr.

Prof. Dr. Heinrich Schmidt
Bild: Peter Kreier

Am 10. September 2008 hat die Oldenburgische Landschaft im Namen von **NOMINE** (Norddeutsche OrgelMusikkultur in Niedersachsen und Europa) den Orgelatlas der historischen und modernen Orgeln im Gebiet der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg von **Fritz Schild** vorgestellt. Der Verfasser, selbst ausgebildeter Orgelbauer und ausgewiesener Experte, dokumentiert auf über 500 Seiten 230 Orgeln.

Kapitän Horst Werner Janssen
Bild: NWZ

Christian Wulff und Bürgermeister Johann Wimberg
Bild: Stadt Friesoythe

Der Elsflether Reeder und Kapitän **Horst Werner Janssen** feierte am 16. September 2008 seinen 75. Geburtstag.

Am 13. September 2008 feierte die **Stadt Friesoythe** ihr 700-jähriges Stadtjubiläum. Festredner war der Niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff. An der würdevollen Festveranstaltung nahmen über 400 Persönlichkeiten aus dem geistlichen, kulturellen und politischen Leben teil, unter ihnen auch Horst-Günter Lucke, Präsident der Oldenburgischen Landschaft. Friesoythe ist eine junge Stadt mit langer Geschichte.

Im Alter von 89 Jahren starb am 31. Juli 2008 **Helmut Göttke-Krogmann**, früherer Bürgermeister der Stadt Lohne, langjähriger Museumsleiter des Industriemuseums Lohne, ehemaliges Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft und Träger der Landschaftsmedaille.

Am 10. August 2008 wurde **Dr. Egbert Koolman,** ehemaliger Direktor der Landesbibliothek Oldenburg und Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, 70 Jahre alt.

Die Oldenburgische Landschaft stattete dem **Landschaftsverband Osnabrücker Land** in Bad Iburg am 9. September 2008 einen Besuch ab.

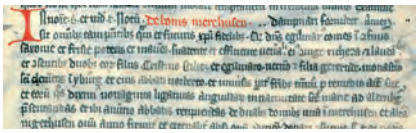
Der **Heimatverein Lohne** feierte am 23. August 2008 sein 100-jähriges Jubiläum und das **Industriemuseum Lohne** am 30. August 2008 sein 20-jähriges Bestehen.

Am 25. August 2008 gründete sich in Neuenburg der Verein „**Zentrum für Holz- und Möbelrestaurierung zur Sicherung des denkmalgeschützten Werkstattgebäudes Müller in Neuenburg, Gemeinde Zetel**“.

Scheckübergabe *Foto: Markus Hibbeler NWZ*

Am 29. August 2008 überbrachte Dörte Lossin, Ortskuratorin Oldenburg der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, einen Fördervertrag zur Restaurierung des klassizistischen **Grabmals von Hendorff** auf dem Oldenburger Gertrudenkirchhof an Peter Kose von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Oldenburg.

Mit einer Festwoche feierte die **Stadt Oldenburg** vom 6. bis 14. September 2008 die erste urkundliche Erwähnung Oldenburgs vor 900 Jahren.



Ausschnitt aus der Urkunde mit der ersten Erwähnung Oldenburgs *Bild: Stadt Oldenburg*

Schilda ist überall

VON KLAUS MODICK

Editorische Vorbemerkung

Wie bereits in der hiesigen Presse berichtet, ist beim Bau des Großparkhauses und dem daher notwendigen Abriß des letzten denkmalgeschützten Hauses der Stadt ein auf Kuhhaut geschriebenes Manuskript aufgefunden worden. Nach eingehender Prüfung durch ein philologisches und historisches Expertengremium steht nunmehr fest, daß es sich dabei um ein bislang als verschollen geltendes Kapitel des Schwankromans *Das Lalebuch. Wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Taten der Lalen zu Laleburg* aus dem Jahr 1597 handelt. Die zweite Ausgabe dieses Werks wurde übrigens unter dem Titel *Die Schildbürger* allgemein bekannt und zu einer Art Volksbuch deutscher Dummheit. Dem heutigen Sprachgebrauch behutsam angepaßt, wird im Folgenden der Text dieses Sensationsfunds erstmals und exklusiv zum Abdruck gebracht.

Wie die Schildbürger ihr Schloß retteten

Als der große Krieg, der das Land verwüstet und die Städte in Schutt und Asche gelegt hatte, vorüber war, blieb nur die Stadt Schilda von den Feinden verschont und stand unversehrt in alter Pracht da. Das war freilich nicht der Gutmütigkeit der Feinde, sondern ihrer besonderen Arglist zu danken. Denn die sprichwörtliche Dummheit der Schildbürger hatte sich längst ja auch unter den Feinden herumgesprochen. „Das Schießpulver können wir uns sparen“, hatten nämlich die Feinde zueinander gesagt, „sind doch die Bürger dieser Stadt so dumm, daß sie eigenhändig in Trümmer legen werden, was wir verschonen.“

Und so kam es dann auch. Nachdem die Schildbürger sich über ihr unverdientes Glück verwundert die Augen gerieben hatten, stellten sie fest, daß in all den landauf, landab zerstörten Städten die in Trümmer geschossenen, schönen alten Gebäude hastig durch häßliche Neubauten ersetzt wurden. In ihrer Dummheit, die das Neue mit dem Schönen verwechselte, beschlossen die Schildbürger also, ihre alten, schönen Häuser niederzureißen und gegen häßliche auszutauschen. „Hauptsache neu“, sagten sie. In jenen Jahren kamen auch größere Kutschen und schnellere Karren in Mode, und immer mehr Verkehr drängte in die Stadt. Die Schildbürger freute das sehr, und da sie von ihrem närrischen Abrißwahn so berauscht waren, schlugen sie auch gleich noch breite Schneisen durch die schönsten Teile ihrer Stadt, auf daß all die Kutschen und Wagen schneller an ihr Ziel kommen könnten.

Aus den ganz alten Zeiten, da noch ein Herzog über Schilda geherrscht hatte, erhob sich mitten in der Stadt ein wunderschönes Schloß mit prächtigen Kavaliershäusern und einem Marstall. Das war die sogenannte Schloßmeile, und natürlich griffen die Schildbürger beherzt zu ihren Hacken, rissen weg und hackten nieder, daß es nur so eine Lust war, und errichteten dort häßliche neue Häuser für die mächtigen Kaufleute und Bankiers. Schließlich bauten sie auf die alte Schloßmeile ein Badehaus, das so ungeheuer neu war, daß selbst einigen der Schildbürger Zweifel kamen, ob es überhaupt schön sei. Das Schloß ließen sie einstweilen noch stehen, weil sie nicht recht wußten, was sie dann mit dem großen Platz anfangen sollten, und abzureißen gab es ja sowieso in Hülle und Fülle. Da stand zum Beispiel noch eine alte Feuerwache, herrlich wie ein Lustschlößchen. „Weg damit“, sagten die Schildbürger. „Platz für die Kutschen.“ Und da stand ja auch noch das würdige Geburtshaus des berühmten Philosophen Bartherr. „Weg damit“, sagten die Schildbürger, „Platz für die Kaufleute!“ und hingen an die leere Stelle, an der das Haus

KLAUS MODICK wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.
Klaus Modick schreibt nach der alten Rechtschreibung.

Von Klaus Modick erschien soeben der Roman „Die Schatten der Ideen“, Eichbornverlag, 19,80 Euro
Foto: Peter Kreier

gestanden hatte, ein Schild mit der Aufschrift „Bartherrgang“.

Inzwischen hatte es sich bis zum Landesfürsten herumgesprochen, welche Narreteien die Schildbürger da trieben, und ein Minister des Landesherrn erließ ein Dekret, das dem hemmungslosen Treiben ein Ende setzen sollte. Aber die Schildbürger schmunzelten nur und flüsterten sich hinter vorgehaltener Hand abends beim Bier ihre heimliche Losung zu. Die lautete nämlich: „Was schert uns denn der Denkmalschutz? Hau weg den Scheiß, reiß ab den Schmutz.“ Und dann lachten sie, prosteten sich zu, gingen zu Bett und griffen am nächsten Tag wieder zu ihren Hacken.

Das ging so ein halbes Jahrhundert seinen Gang. So mancher Bürgermeister kam und ging auch wieder, und das häßliche Alte wich weiter dem schönen Neuen, bis eines Tages kaum noch ein Gebäude stand, das abzureißen sich gelohnt hätte. Darüber ärgerte sich der amtierende Bürgermeister natürlich sehr. Alle seine Vorgänger hatten etwas abreißen dürfen, nur ihm war nichts geblieben. Da brachte ihn ein märchenhaft reicher Kaufmann, mit dem der Bürgermeister gern den einen oder anderen Humpen Bier trank, auf die rettende Idee. Das Schloß! Das Schloß stand ja unsinnigerweise immer noch an der gleichen Stelle, an der es immer schon gestanden hatte. „Was für ein Unfug“, sagte der Kaufmann. „Ein Schloß kostet nur Geld. Da bauen wir eins meiner schönen neuen Kaufläden hin.“ Der Bürgermeister war begeistert, neu! schön!, eilte zu seinen Ratsherren und rief: „Weg mit dem Schloß! Her mit dem Laden!“

Zu seiner Überraschung stimmten aber nicht alle Ratsherren in seinen Ruf ein. Inzwischen war nämlich selbst in Schilda eine Generation herangewachsen, denen das ewige Abreißen nicht mehr geheuer oder zumindest langweilig geworden war. „Wenn Ihr das Schloß abreißen laßt, Gevatter“, sagten sie, „dann wählen wir uns einen anderen Bürgermeister.“ Da lachte der Bürgermeister nur jovial, weil er seine Schildbürger zu kennen vermeinte und sagte: „Mit dem Kaufmann sind längst die Kontrakte besiegelt. Und außerdem: Wen wollt ihr euch denn wählen? Einen besseren als mich findet ihr nirgendwo.“

Da steckten ein paar der Ratsherren aber die Köpfe zusammen, und einer von ihnen kannte einen hoch gelehrten, durch die Lande vagierenden Magister der sieben schönen Künste und Medicus. Den wollten sie zum Bürgermeister küren, wenn er verspräche, das Schloß zu verschonen. Der schlaue Magister schwor das auch sogleich hoch und heilig, doch war er kaum zum Bürgermeister gewählt, da wollte er von seinem Schwur schon nichts mehr wissen. Denn heimlich trank auch er gern seinen Schoppen mit dem sagenhaft reichen Kaufmann und hatte natürlich gewußt, daß längst Brief und Siegel auf den Abriß des Schlosses gegeben war.

Nun ärgerten sich die Schildbürger, daß sie so beschwindelt worden waren, und überlegten her und hin, wie sie aus ihrer Bredouille herausfänden. Schließlich war es der Kaufmann selbst, der sie auf die rettende Idee brachte. „Pacta sunt servanda“, sagte er (das hatte ihm der hoch gelehrte Magister und Medicus, der nun Bürgermeister war, auf einen Spickzettel geschrieben), „aber wir können das Schloß bewahren, ohne auf meinen Laden zu verzichten.“ „Ja, wie denn das?“ riefen die Schildbürger. „Ganz einfach“, schmunzelte der Kaufmann. „Wir bauen den Kaufmannsladen einfach ins Schloß hinein und lassen nur die schönen alten Fassaden stehen.“ Da brachen die Schildbürger in großen Jubel aus, ernannten den Kaufmann zum Ehrenbürger und beriefen den schlauen Magister zum Bürgermeister auf Lebenszeit.

Seitdem kamen die Menschen von nah und fern, um im Schloß von Schilda all das einzukaufen, was sie nicht brauchten. Die Schildbürger waren's zufrieden, nur daß sie jetzt nicht mehr wußten, wohin mit all den großen Kutschen, schnellen Karren und Wagen. Aber das ist eine ganz andere Geschichte ...

Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

HIER ZU HAUSE.

Oldenburgische
Landesbank

Überall in Ihrer Nähe.

Die Oldenburgische Landesbank. Hier zu Hause – seit 1869.